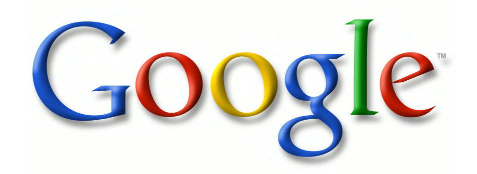

Google

INSEL Almanach



auf das Jahr 1940



Insel-Almanach

auf das Jahr

1940

Im Insel-Verlag

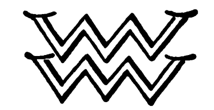
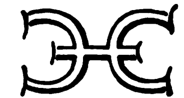
zu Leipzig

Kalendarium

Große Gedanken und ein reines Herz, das ists, was wir uns von Gott erbitten sollten.

*

Goethe


JANUAR

1 Neujahr
2 Dienstag ☾
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Epiphanias

7 1. Sonnt. n. Ep.
8 Montag
9 Dienstag ●
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 2. Sonnt. n. Ep.
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch ☽
18 Reichsgründung
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Septuagesima
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch ○
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Sexagesima
29 Montag
30 Tag d. nat. Erheb.
31 Mittwoch ☾

FEBRUAR

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Estomihi
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag ●
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Invokavit
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag ☽
17 Sonnabend

18 Reminiszere
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag ○
24 Sonnabend

25 Okuli
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag

MÄRZ

1 Freitag ☾
2 Sonnabend

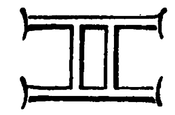
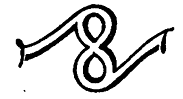
3 Lätare
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend ●

10 Heldengedenktag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Palmarum ☽
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Gründonnerstag
22 Karfreitag
23 Sonnabend ○

24 Ostersonntag
25 Ostermontag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend ☾

31 Quasimodogen.

APRIL

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 Miseric. Dom. ●
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 Jubilate
15 Montag ☽
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Des Führers Geburtstag

21 Kantate
22 Montag ○
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Rogate
29 Montag ☾
30 Dienstag

MAI

1 Tag der Arbeit
2 Himmelfahrt
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Exaudi
6 Montag
7 Dienstag ●
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 Pfingstsonntag
13 Pfingstmontag
14 Dienstag ☽
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

19 Trinitatis
20 Montag
21 Dienstag ○
22 Mittwoch
23 Fronleichnam
24 Freitag
25 Sonnabend

26 1. n. Trinitatis
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch ☾
30 Donnerstag
31 Freitag

JUNI

1 Sonnabend

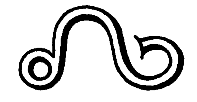
2 2. n. Trinitatis
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag ●
7 Freitag
8 Sonnabend

9 3. n. Trinitatis
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag ☽
14 Freitag
15 Sonnabend

16 4. n. Trinitatis
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch ○
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 5. n. Trinitatis
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag ☾
28 Freitag
29 Sonnabend

30 6. n. Trinitatis

JULI

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag ●
6 Sonnabend

7 7. n. Trinitatis
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag ☽
13 Sonnabend

14 8. n. Trinitatis
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag ○
20 Sonnabend

21 9. n. Trinitatis
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend ☾

28 10. n. Trinitatis
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch

AUGUST

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend ●

4 11. n. Trinitatis
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend ☽

11 12. n. Trinitatis
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend ○

18 13. n. Trinitatis
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 14. n. Trinitatis
26 Montag ☾
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend

SEPTEMBER

1 15. n. Trinitatis
2 Montag ●
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 16.n.Trinitatis ☽
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 17. n. Trinitatis
16 Montag ○
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 18. n. Trinitatis
23 Montag
24 Dienstag ☾
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 19. n. Trinitatis
30 Montag

OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER

OKTOBER

1 Dienstag ●
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Erntedanktag
7 Montag
8 Dienstag ☽
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 21. n. Trinitatis
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch ○
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 22. n. Trinitatis
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag ☾
25 Freitag
26 Sonnabend

27 23. n. Trinitatis
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch ●
31 Donnerstag

NOVEMBER

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Reformationsfeſt
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch ☽
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Gedenktag f. d. Gefallenen d. Beweg.

10 25. n. Trinitatis
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag ○
16 Sonnabend

17 26. n. Trinitatis
18 Montag
19 Dienstag
20 Bußtag
21 Donnerstag
22 Freitag ☾
23 Sonnabend

24 Totenſonntag
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag ●
30 Sonnabend

DEZEMBER

1 1. Advent
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag ☽
7 Sonnabend

8 2. Advent
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend ○

15 3. Advent
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 4. Advent ☾
23 Montag
24 Dienstag
25 1. Weihnachtst.
26 2. Weihnachtst.
27 Freitag
28 Sonnabend ●

29 Sonntag n. W.
30 Montag
31 Silveſter

Joseph von Eichendorff / In Danzig

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheinet,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinet
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
Über alle Häuser weit,
Nur des Meeres fernes Rauschen –
Wunderbare Einsamkeit!

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht!

*

Aus: Die deutschen Lande im Gedicht (Insel-Bücherei)

Erich Brandenburg / Kolonialpolitik und Kriegsschuld

Wir haben einen weiten, windungsreichen Weg durchmessen. Blicken wir von dem erreichten Punkte noch einmal auf das Ganze zurück.

Überschauen wir die deutsche Politik seit Bismarcks Sturz im großen, so lassen sich, glaube ich, zwei Perioden klar voneinander sondern. Die erste endigt mit dem Scheitern der deutsch-englischen und der deutsch-russischen Bündnisverhandlungen, also etwa mit dem Jahre 1905, die zweite beginnt mit der Bildung der Entente, also 1907; dazwischen liegt eine kurze, aber wichtige Zeit der Neugruppierung.

Die erste dieser Perioden ist gegenüber der Bismarckschen Zeit gekennzeichnet durch das viel stärkere Hervortreten des Motivs der kolonialen Expansion, eine notwendige Folge der mächtigen weltwirtschaftlichen Entwicklung. Die rein europäische Orientierung der deutschen Politik hört auf, die ‚weltpolitische' Einstellung beginnt. Es ist selbstverständlich, daß unter den gänzlich veränderten Verhältnissen die rein kontinentale Einstellung der früheren Periode für unsere Politik nicht beibehalten werden konnte. Bismarck selbst würde sich dieser Erkenntnis gewiß nicht verschlossen haben, wie ja bereits seine Wendung zur Kolonialpolitik in den achtziger Jahren erkennen läßt. Aber ebensowenig ist daran zu zweifeln, daß für ihn die Sicherung unserer europäischen Stellung immer das oberste Ziel geblieben sein würde und daß er dem Gewinn neuen Besitzes in fernen Erdteilen niemals einen entscheidenden Einfluß auf unsere Gesamtpolitik eingeräumt haben würde. Es galt, mit größter Vorsicht und Beharrlichkeit unsere weltpolitische Stellung auszubauen, ohne die Sicherheit des Reiches selbst zu gefährden. Das war um so schwieriger, als die Aufteilung der Erde seit den achtziger Jah-

ren ein sehr schnelles Tempo angenommen hatte, als infolgedessen das Streben, von dem noch verfügbaren Rest möglichst viel zu erhalten, bei allen Kolonialmächten bis ins Krankhafte gesteigert war und daher mit jeder eigenen Erwerbung neue Reibungs- und Konfliktsmöglichkeiten geschaffen wurden.
Bismarck hatte bereits erkannt, daß der Ausbau unseres Kolonialreiches ohne schwere Gefahren für uns selbst nur dann möglich sei, wenn wir in dauernder freundschaftlicher Fühlung mit der größten See- und Kolonialmacht, mit England, blieben. Die Lage in Europa war bedenklich genug. Der alte Gegensatz zu Frankreich war durch die russisch-französische Annäherung stärker als je zu einer dauernden Gefahrenquelle geworden; der österreichisch-russische Gegensatz im Nahen Orient konnte jeden Augenblick zum Zusammenstoß führen und mußte dann Deutschland und Frankreich auf den Plan rufen. Solange ein solcher Konflikt auf Europa beschränkt blieb, konnten wir im Verein mit den übrigen Dreibundmächten seinem Austrag mit Zuversicht entgegensehen. Wenn aber ein dauernder weltpolitischer Gegensatz zu England hinzutrat und das Inselreich auf die Seite unserer Gegner trieb, wurde die Gefahr ins Unendliche vergrößert, zumal da dann auch Italiens Mitwirkung an unserer Seite höchst unwahrscheinlich wurde.
Im Geiste von Bismarcks Politik hätte es gelegen, den Ausbau unseres Kolonialreiches nach einem festen, begrenzten Plan und im Einverständnis mit England zu betreiben und jeden einzelnen Schritt dazu von der allgemeinen politischen Lage abhängig zu machen. Auch würde bei der Erweiterung unseres Macht- und Interessenkreises und der dadurch erhöhten Reibungsgefahr der rechtzeitige Ausbau eines neuen, nicht mehr rein europäischen Bündnissystems zur Sicherung gegen weltpolitische Gefahren ein Gebot der Vorsicht gewesen sein. Unseren Staatslenkern stand aber in der Zeit nach Bismarcks Entlassung kein bestimmter Plan, etwa der Gedanke eines geschlossenen Kolonialreiches in irgendeinem Teile der Welt, vor Augen; sie hatten vielmehr nur das allgemeine Bestreben, bei der Teilung der Erdoberfläche unter die großen Mächte nicht zu kurz zu kommen, überall auch etwas zu gewinnen, wo andere etwas bekämen. Ge-

rade dadurch wurden immer neue Reibungsflächen geschaffen, gerade dadurch wurde ein allgemeines Unbehagen erzeugt, ein Gefühl der Unsicherheit über Deutschlands letzte Absichten, die niemals greifbar erschienen und die man sich als uferlos und gefährlich vorstellte. Der Gedanke der Kompensationspolitik, dessen Hauptvertreter Herr von Holstein war, führte zu immer neuen mehr oder minder heftigen Auseinandersetzungen mit England, Frankreich und Rußland.

Die Gesamtlage war anfangs für Deutschland günstig. Der russisch-französische Zweibund und das britische Weltreich standen sich in allen Teilen der Welt feindlich gegenüber. Beide Gruppen umwarben uns, und wir konnten uns nicht nur als gegen augenblickliche Gefahren gesichert, sondern zeitweise fast als Schiedsrichter der Welt betrachten. An der Spitze des Dreibundes stellten wir einen dritten ebenbürtigen Machtfaktor dar. Dies Gefühl steigerte unser Selbstbewußtsein und ließ uns manchmal im Ton unserer Sprache und in der Art unseres Vorgehens die Grenzen der Vorsicht und des Taktes überschreiten; wir reizten dadurch häufig die Empfindlichkeit der anderen, ohne daß ein wichtiges Lebensinteresse oder ein großes, wertvolles Streitobjekt dies gerechtfertigt hätte. Für gute Dienste verlangten wir stets durch Gegenleistungen bezahlt zu werden, die gerade wegen ihrer verhältnismäßigen Geringfügigkeit die Verstimmung nicht lohnten, die sie erzeugten.

Eine Verbindung der beiden Mächtegruppen gegen uns hielten wir für unmöglich und glaubten die vorteilhafte Mittelstellung zwischen beiden behaupten und zur Erlangung kleiner Vorteile ausnutzen zu können. Die englischen Annäherungsversuche beantworteten wir mit der Aufstellung von Bedingungen, die dem Inselreich als unannehmbar erschienen. Wir glaubten, man werde wiederkommen, wenn man sich jenseits des Kanals überzeugt habe, daß die Opfer für eine Verständigung mit Frankreich und Rußland zu groß seien. Statt dessen vertrugen sich Frankreich und England auf unsere Kosten.

Auf der anderen Seite lockte der Gedanke des Kontinentalbundes gegen England. Als die britischen Staatsmänner sich Frankreich zu nähern begannen und Rußland im schweren

Kampfe in Ostasien stand, suchten wir diese andere Möglichkeit durch den Björkövertrag zu verwirklichen, in der Hoffnung, daß Frankreich sich freiwillig oder gezwungen diesem Bunde werde anschließen müssen. Aber Rußland wich alsbald nach dem Friedensschluß mit Japan der Erfüllung dieser unangenehmen Verpflichtung aus, um das vorteilhafte Verhältnis zu Frankreich nicht aufs Spiel zu setzen. Das endgültige Mißlingen der ostasiatischen Eroberungspolitik lenkte die Blicke der russischen Staatsmänner wieder auf Vorderasien und die Balkanhalbinsel zurück; infolgedessen trat Rußlands alter Gegensatz zu Österreich-Ungarn und das mit ihm verbündete Deutsche Reich wieder scharf hervor. Immer stärker wurde in Petersburg die Empfindung, daß man am Balkan seine Ziele nur in Verbindung mit den Westmächten werde erreichen können.

Die Zeit der Pendelpolitik war damit für Deutschland endgültig vorüber. Wir hatten es versäumt, in der Zeit, da man uns brauchte, ein näheres Verhältnis zu England zu gewinnen, und zu spät erkannt, daß der Gedanke des Kontinentalbundes eine Utopie war.

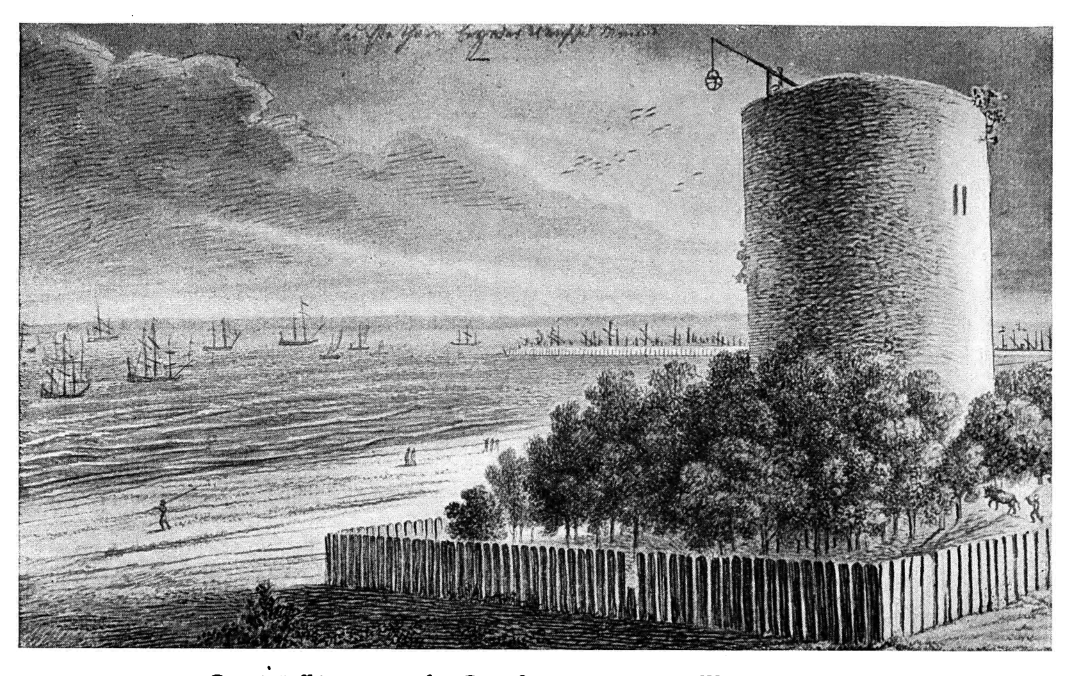
Nun geschah, was wir für unmöglich gehalten hatten: Rußland und England verständigten sich ebenfalls über ihre alten Streitfragen, und wir standen seit 1907 nicht mehr zwei einander feindlichen Gruppen, sondern dem immer fester werdenden Block der ‚Entente' gegenüber. Damit begann die zweite Periode.

Wir standen jetzt unter dem Druck der Erkenntnis, daß wir in die Defensive gedrängt seien. Wir erfuhren es in Marokko und in den Balkanfragen. Wir hätten vielleicht die Entente noch zersprengen können, wenn wir auf die Flottenverständigung eingegangen wären, die England wünschte. Wir taten es nicht, weil wir der politischen Haltung Englands auch dann nicht sicher zu sein glaubten und uns ein wichtiges Verteidigungsmittel nicht schwächen lassen wollten. Wir hielten aber trotz der veränderten Weltlage an dem alten Kompensationsgedanken fest, der nun sehr viel schwerer als früher durchzuführen war. Wir suchten zuweilen das aufsteigende Gefühl der Gefahr

unserer Lage durch große Worte und den Hinweis auf unsere starke Rüstung zu übertäuben und erweckten dadurch wieder nur Verdacht und Mißtrauen.

Auch der Dreibund selbst begann sich langsam zu lockern. Italien hatte sich allmählich den Franzosen genähert und wollte unter keinen Umständen in Gegensatz zu England geraten. Es hielt für seine kolonialen Ziele in Nordafrika die Unterstützung der Entente für wichtiger als die des Dreibundes. Auch Rumänien wurde immer unsicherer. Angesichts unserer wachsenden Isolierung blieb das Bündnis mit Österreich das letzte Bollwerk unserer Stellung. Je stärker man in Wien merkte, daß wir nichts mehr fürchteten, als auch den letzten Bundesgenossen zu verlieren, desto stärker suchte man diese günstige Lage für die eigenen Balkanpläne auszunutzen. Wir wagten nicht, Österreich die Rückendeckung zu versagen, selbst wenn es gehandelt hatte, ohne uns zu fragen, ja sogar, wenn wir sein Verhalten mißbilligten. So deckten wir 1908 und 1909 das von uns nicht gebilligte Vorgehen in Bosnien und verschlechterten dadurch unser Verhältnis zu Rußland. Auch während der Balkankriege wirkten wir zwar in einzelnen Fällen zurückhaltend, vertraten aber doch in den wichtigsten Fragen den Standpunkt der Hofburg. Die Leitung des Dreibundes glitt mehr und mehr nach Wien, was um so verhängnisvoller war, als die österreichische Politik in den Balkanfragen unsicher und tastend war, sich ganz von der Furcht vor der zersetzenden Wirkung der großserbischen Agitation und dem Bedürfnis nach Augenblickserfolgen leiten ließ und in der Anbahnung eines Bündnisses mit Bulgarien unter Festhaltung Rumäniens ein unerreichbares Ziel verfolgte.

Die Mordtat von Serajewo löste in Wien den Plan zur endgültigen Abrechnung mit Serbien aus. Man meinte, nur durch die exemplarische Züchtigung des gefährlichen Nachbarn die bedrohte Existenz der Monarchie retten und der Welt den Beweis ihrer Daseinskraft geben zu können. Wir glaubten, Österreich nicht zurückhalten zu dürfen, und hofften, mit den alten Mitteln das Eingreifen Rußlands verhindern zu können. Wir unterschätzten die darin liegende Gefahr und standen daneben unter dem Druck der Vorstellung, wenn die große Ausein-



Daniel Chodowiecki: Der Leuchtturm bei Weichselmünde

andersetzung doch einmal kommen müsse, sei es vielleicht besser, sie komme jetzt und aus diesem Anlasse. So gerieten wir in eine Lage, aus der es nach unserem vergeblichen Versuche, Österreich im letzten Augenblick noch zum Einlenken zu bringen, keinen Ausweg mehr gab als den Krieg.

Man kann der deutschen Politik dieser Jahre viele Vorwürfe machen. Man kann sie der Kurzsichtigkeit, der Planlosigkeit, des Mangels an Vorsicht und psychologischem Verständnis für das Wesen der anderen zeihen, man kann ihr Schwanken und ihr plötzliches Zufahren, etwa in der Marokkofrage, tadeln; aber das wird niemand mit Grund behaupten können, daß sie in irgendeinem Zeitpunkt den Krieg gewollt oder auf ihn hingearbeitet habe. Wenn Deutschland den Krieg gewünscht hätte, so wäre kein günstigerer Zeitpunkt dafür zu finden gewesen als die Jahre während des Russisch-Japanischen Krieges und nach demselben. Damals war Rußland aktionsunfähig, Frankreich und England mangelhaft gerüstet, die Entente erst im Werden begriffen. Hätten wir einen Präventivkrieg führen wollen, so wären damals und noch bis 1909 alle Chancen auf unserer Seite gewesen. Der Generalstab hat pflichtgemäß darauf aufmerksam gemacht. Unsere Regierung hat diese Möglichkeit nie ernstlich erwogen und noch 1909, als man in Österreich den Einmarsch in Serbien in Betracht zog, immer im Sinne des Friedens gewirkt. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, damals scharf zuzugreifen, aber man wollte es nicht, weil man den Frieden nicht ohne Not brechen wollte. Unsere Politik war trotz allen großen Worten im Grunde eher zu ängstlich und zu friedliebend als zu kriegerisch. Wir wollten auch niemals auf Kosten anderer gewinnen, sondern immer nur neben ihnen und mit ihnen an der Aufteilung der Erde teilnehmen.

Kann man das gleiche von den anderen beteiligten Mächten sagen?

Am ehesten noch von England. Auch in England hat niemand eigentlich den Krieg gewollt. Die in Deutschland verbreitete Ansicht, als habe Großbritannien den Kampf geführt, um unsere immer gefährlicher werdende wirtschaftliche Konkurrenz gewaltsam niederzuschlagen, ist schwerlich begründet. Aber man

fürchtete jenseits des Kanals unsere wachsende politische und militärische Macht, fühlte durch das Anwachsen unserer Schlachtflotte die eigene Seeherrschaft und Sicherheit bedroht und traute uns die Absicht zu, uns der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent zu bemächtigen. Um sich gegen solche Möglichkeiten zu sichern und uns nicht zu einer dauernden schiedsrichterlichen Stellung gelangen zu lassen, schuf man die Entente, nachdem das Bündnis mit Deutschland gescheitert war. Sie sollte nach der Absicht der englischen Staatsmänner ein Mittel zur Erhaltung des Gleichgewichts sein, sollte Deutschlands Macht und Ehrgeiz in Schranken halten, war aber aller Wahrscheinlichkeit nach anfangs nicht als ein Kriegsinstrument gedacht. Allerdings unterschätzte man in London wohl von Anfang an die Gefahr, die in der Zerteilung Europas in zwei feindliche Bündnisse lag. Als man sie erkannte, suchte man die Fühlung mit Deutschland wiederherzustellen, ohne indessen die Entente aufzugeben, ein Art Stellung über den Parteien zurückzugewinnen. Aber man hatte sich schon zu eng an die andere Gruppe gebunden und besaß nicht die Macht, die Politik der Verbündeten ganz in den erwünschten Bahnen zu halten. Da man der Überzeugung war, daß in einem Kampfe ohne Englands Beteiligung Deutschland siegen und Herr des Kontinents werden würde, mußte man, wenn der Krieg nicht zu verhindern war, an der Seite Frankreichs und Rußlands stehen, wenn man nicht gerade die Lage entstehen lassen wollte, zu deren Verhinderung die Entente geschlossen war. So war auch England schließlich von den Entschlüssen seiner Verbündeten abhängig geworden, ohne es zu wollen und ohne sie ganz klar zu durchschauen. Daß Grey sich persönlich an die Ententepolitik gebunden fühlte, war natürlich von großer Bedeutung. Aber er hätte im entscheidenden Augenblick gestürzt werden können. Die Entschlüsse Englands hingen nicht allein an seiner Person; sie waren durch die Konsequenzen der bisherigen Politik und die Furcht vor einer deutschen Machtsteigerung diktiert. So weitblickend war auch die englische Politik nicht, daß sie die Gefahren einer ferneren Zukunft schon deutlich gesehen hätte. Die Niederwerfung Deutschlands und der Zusammenbruch Rußlands und

Österreichs schufen für die nächste Zeit eine Hegemonie Frankreichs auf dem Kontinent, die für England mindestens ebenso unangenehm war wie alles, was ein Sieg Deutschlands hätte zur Folge haben können. Erst Deutschlands Wiedererstarken in den letzten Jahren hat diese Lage beseitigt und das Gleichgewicht wiederhergestellt. Sie hat aber auch sofort in England die alte Furcht vor einer deutschen Hegemonie in Europa wieder erwachen lassen und damit die Gefahr eines Zusammenstoßes erneuert.

Ganz anders stand es mit Frankreich und Rußland. Ich zweifle nicht daran, daß auch in diesen beiden Ländern die große Masse der Bevölkerung friedliebend war. In den regierenden Kreisen gab es in Paris wie in Petersburg zwei Parteien; die eine wollte den Frieden, wenn er irgend mit Ehren zu erhalten sei, die andere den Krieg. In Frankreich konnte sie an den nie erloschenen Revanchegedanken anknüpfen; sie fand hier ihre schärfsten Vorkämpfer an Delcassé und Poincaré. Sie erlangte seit den Zusammenstößen mit Deutschland in Marokko und seit der Begründung der Entente immer stärkeren Einfluß und schließlich, seit Poincaré an der Spitze stand, die eigentliche Führung. In Rußland war der Zar das Haupt der Friedenspartei; die Kriegspartei war lange ohne eigentlichen Führer. Weite militärische Kreise und alles, was dem Panslawismus zuneigte, stützte in Petersburg die Kriegspartei. Sie fand an Iswolski nach dessen persönlicher Niederlage in der bosnischen Krise einen eifrigen Förderer; als Botschafter in Paris geriet der eitle und rachsüchtige Mann ganz in den Bannkreis der Gruppe Delcassés und Poincarés und leistete ihr durch seinen Einfluß die wichtigsten Dienste. Seine Berichte aus Paris zeigen jedem, der nicht durch Vorurteile verblendet ist, aufs deutlichste, wie vorsichtig und raffiniert zugleich Iswolski mit Poincaré im Bunde den Krieg vorbereitete. Aufs geschickteste verstand er, widerstrebende Elemente, wie den französischen Vertreter in Petersburg, Georges Louis, zu beseitigen, die Presse zu bearbeiten und zu bestechen und die unersättliche Eitelkeit Poincarés zu benutzen. Man kann höchstens darüber im Zweifel sein, wer von beiden mehr der geschobene, wer der

schiebende Teil war. Ihr enges Zusammenwirken steht außer Frage. Iswolski kann nicht oft genug wiederholen, welches Glück es sei, daß gerade Poincaré an der Spitze Frankreichs stehe und nicht irgendein weniger zuverlässiger und gewandter Politiker.

Soweit man von einer Schuld einzelner Persönlichkeiten am Weltkriege reden kann, sind es diese Männer, die sie trifft. In langjähriger, zäher und zielbewußter Arbeit haben sie den Boden vorbereitet, stets vorsichtig darauf bedacht, nach außen hin ihre wahren Ziele nicht vorzeitig hervortreten zu lassen, sondern den Augenblick abzuwarten, in dem die Rüstung vollendet sei und da eine der gegnerischen Mächte durch eine Unvorsichtigkeit die Möglichkeit gewähre, sie als den angreifenden Teil hinzustellen. Denn das war nötig, sowohl um die Meinung der Massen in den eigenen Ländern zu gewinnen als mit Rücksicht auf England, dessen vorsichtige Regierung und dessen friedliebendes Volk. Die Ziele aber, die diese Gruppen verfolgten, waren ohne Krieg überhaupt nicht zu erreichen. Die Franzosen wollten den Deutschen Elsaß-Lothringen entreißen; die Russen wollten sich den Weg zur Beherrschung des Balkans und der Meerengen öffnen, wollten die unter deutscher, österreichischer und türkischer Herrschaft stehenden Slawen aus den bisherigen Staatsverbänden lösen und ihrem Machtkreise eingliedern. Sie waren es, die erobern, die auf fremde Kosten gewinnen wollten, nicht Deutschland.

Die geschickte und skrupellose Minierarbeit dieser verhältnismäßig kleinen Gruppen hat den Weltkrieg vorbereitet. Ihre Führer sind vor den furchtbaren Konsequenzen eines solchen Völkerringens nicht zurückgeschreckt, weil sie ohne das ihre Ziele nicht erreichen konnten. Sie haben schon während der Balkankriege auf die Gelegenheit gewartet und sie im Juli 1914 freudig ergriffen. Ihr Werk war die russische Mobilmachung, die den Krieg zur unmittelbaren Folge hatte.

Wir besaßen leider keinen Staatsmann, der diesen schlauen und skrupellosen Diplomaten gewachsen war. Österreich-Ungarns Furcht vor den Gefahren, mit denen das Anwachsen der nationalistischen Strömungen im Südosten sein Weiterbestehen be-

drohte, und Deutschlands ängstliche Rücksichtnahme auf den letzten Verbündeten haben ihnen den Anlaß geboten, den sie brauchten und mit Meisterschaft benutzten.

Ich habe mich mit allen diesen Betrachtungen absichtlich auf das Gebiet der unmittelbaren Ursachenverknüpfung beschränkt. Indessen kann ich dieses Buch nicht schließen, ohne noch einmal kurz auf die tieferen Gründe der großen Weltkatastrophe hinzuweisen.

Die seit etwa 1880 einsetzende schnelle Aufteilung Afrikas und der Südsee unter die europäischen Großmächte hatte eine Atmosphäre starker politischer Spannung geschaffen. Diese erhitzte sich noch mehr, als seit 1895 der Aufteilungsprozeß auch Ostasien und das Gebiet der Türkei ergreifen zu wollen schien. Solange noch verfügbares Land vorhanden war, konnte eine Politik der Kompensationen als Ventil dienen und die Explosion verhüten. Je geringer der verfügbare Raum war, desto schwerer und geräuschvoller funktionierte dies Ventil. Das Eingreifen Amerikas in Ostasien und das Heranwachsen Japans zur Großmacht schlossen den ganzen Osten Asiens für lange Zeit praktisch von der Aufteilung aus. Afrika war schon 1900 verteilt bis auf Marokko und Abessinien. Der ganze Konkurrenzkampf der Mächte konzentrierte sich nun auf Marokko und das Türkische Reich.

Hinter diesen weltpolitischen und kolonialen Gegensätzen standen starke wirtschaftliche Interessen der führenden Industrie- und Handelsvölker. Jedes von ihnen war bestrebt, sich möglichst große Absatzgebiete für seine Waren, möglichst ergiebige Bezugsquellen für wichtige Rohprodukte und Betätigungsfelder für sein Kapital durch politische Machtmittel zu sichern.

Neben diesen neuen weltpolitischen Streitfragen blieben aber die altüberlieferten Gegensätze zwischen den Mächten des Festlandes bestehen. Zu ihnen gehörten in erster Linie die alte deutsch-französische Rivalität, deren Symbol schließlich Elsaß-Lothringen geworden war, und das Ringen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn um den leitenden Einfluß auf dem Balkan.

Aber diesen europäischen Gegensätzen lag zuletzt noch eine tiefere



Schwierigkeit zugrunde. Es war die im Laufe des letzten Jahrhunderts entstandene Unstimmigkeit zwischen den altüberlieferten oder durch Verträge festgestellten Staatsgrenzen und dem seit der Französischen Revolution mit siegreicher Gewalt sich durchsetzenden Nationalitätenprinzip. Weder im Osten Europas noch auf dem Balkan noch zwischen Frankreich und Deutschland entsprachen die Staatsgrenzen den Grenzen des Volkstums und der Sprache. Österreich-Ungarn und die Türkei waren Staatsgebilde, die aus einer vergangenen Entwicklungsepoche stammten. Sie waren ohne jede Rücksicht auf die Nationalität und den Willen der in ihnen zusammengeschlossenen Menschen geschaffen worden und erhielten sich nur mühsam durch die Schwerkraft des einmal Bestehenden. Auch Deutschland beherrschte im Nordosten weite Gebiete fremden Volkstums und hatte 1871 Teile des französischen Sprachgebietes in sein Reich hineingezogen, wenn es auch seinem Charakter und der weitaus größten Zahl seiner Bewohner nach ein nationales Staatswesen war.

Wenn das Nationalitätenprinzip die Grundlage des europäischen Staatslebens blieb – und es hatte an Macht und Bedeutung in den letzten Jahrzehnten nur immer zugenommen –, mußten die anachronistischen Staatsgebilde älterer Herkunft zersetzt und schließlich zerteilt werden. Kein Mensch konnte sie vor diesem Schicksal retten. Indem Deutschland unter Verkennung dieser Zusammenhänge seine Geschicke gerade mit denen Österreich-Ungarns verband und lange Zeit für die Erhaltung und Stärkung der Türkei eintrat, beging es den – vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus gesehen – schwersten und verhängnisvollsten Fehler. Es kettete seine strotzende und frische nationale Kraft an das Schicksal morscher, zum Untergange reifer Überbleibsel einer entschwundenen Zeit und wurde dadurch in ihre Katastrophe mit hineingerissen. Allerdings gehörte die Erhaltung der Donaumonarchie als eines Dammes gegen die slawische Überflutung des ganzen europäischen Südostens unter russischer Führung mit zu den Traditionen aus Bismarcks Schule. Aber wie oft hatte gerade Bismarck davor gewarnt, uns für die Ausdehnung des österreichischen Einflusses

auf der Balkanhalbinsel ins Feuer jagen zu lassen; und gerade das haben wir getan. In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' hat Bismarck gesagt: ‚Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war; ... es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zustande gebracht wurde... Er dispensiert nicht von dem Toujours en vedette!' Und schon in der Denkschrift für den damaligen Prinzen Wilhelm vom 9. Mai 1888 führt er aus, wenn wir unsere Beziehungen zu Rußland abbrächen und Österreich unsere alleinige Stütze gegen Rußland und Frankreich bleibe, so werde die habsburgische Monarchie einen ähnlichen Einfluß auf das Deutsche Reich gewinnen, wie wir ihn 1866 beseitigt hätten. ‚Die Sicherheit unserer Beziehungen zum österreichischen Staate beruht zum größten Teil auf der Möglichkeit, daß wir, wenn Österreich uns unbillige Zumutungen macht, uns auch mit Rußland verständigen können.' Indem unsere Staatsmänner die Notwendigkeit des Dreibundes und der Erhaltung der Donaumonarchie zu einem unantastbaren Dogma erstarren ließen, handelten sie durchaus dem Geiste Bismarcks und jeder gesunden Politik zuwider und beraubten sich der notwendigen Bewegungsfreiheit in der Ausgestaltung unseres Bündnissystems.

Unter den seit 1879 völlig veränderten Verhältnissen wäre es der zukunftsreichere und wahrscheinlich, wenn auch unter Schwierigkeiten, ebenfalls gangbare Weg gewesen, unter Abstoßung aller für die Behauptung einer geschlossenen und verteidigungsfähigen Grenze nicht unbedingt notwendigen Volksteile fremder Herkunft die deutschen Volksgenossen des Donaustaates an das Deutsche Reich heranzuziehen und ihm dadurch nicht nur eine ausgedehntere, sondern vor allen Dingen eine festere, weil auf der Einheit des Volkstums beruhende Grundlage zu geben.

Dies ist der Weg, den wir nach einer schweren zwanzigjährigen Prüfungszeit, in deren Verlauf unser Reich mehr als einmal

in seinem Fortbestehen bedroht war, unter Adolf Hitlers Führung wirklich eingeschlagen haben. In unglaublich kurzer Zeit ist es gelungen, die Volksgenossen in Österreich und den Alpen- und Sudetenländern unserem Reiche einzugliedern und dessen militärische und wirtschaftliche Kraft, die nach dem Frieden von Versailles völlig zerbrochen schien, wiederherzustellen. Wir haben das Vertrauen, daß es uns gelingen wird, das Errungene zu behaupten und Deutschlands Einheit und Unabhängigkeit auf unerschütterliche Grundlagen zu stellen, wenn die alten Gegner noch einmal versuchen sollten, es in die frühere Ohnmacht und Zerrissenheit zurückzuschleudern.

Aus dem Werk ‚Von Bismarck zum Weltkrieg'

*

Philipp Otto Runge / Briefe

Goethe an Runge:

Weimar, den 10. November 1806

Ihre so angenehme als reichliche Sendung, mein wertester Herr Runge, kam in sehr bewegten Augenblicken in der ersten Hälfte des Oktobers bei mir an und verschaffte mir eine sehr reine Freude: denn schon für einen Strauß würde ich dankbar gewesen sein. So umgeben Sie mich aber mit einem ganzen Garten, mit dem ich soeben nebst Ihren vier Kupfertafeln und Ihrem Bilde ein Zimmer auszieren wollte, als der unglückliche Vierzehnte bei uns einbrach. Zwar ist in meinem Hause nichts zerstört; aber die Lust, seine Umgebung erfreulicher zu machen, kehrt erst langsam zurück. Ihre Blumen sind alle wohlerhalten, und es ist mir eine angenehme Empfindung, durch die Freude an diesen bedeutenden und gefälligen Produktionen eine frühere Epoche an eine spätere, die durch einen ungeheuren Riß [gemeint ist Jena und Auerstedt] voneinander getrennt scheinen, wieder anzuknüpfen. Sie erlauben, daß wir auch von dieser Arbeit in unserm Neujahrsprogramm eine freundliche Erwähnung tun. Mögen Sie mir, wenn Sie diesen

Brief erhalten, bald sagen, wie Sie sich befinden und was Sie zunächst vorhaben, so wird es mir sehr angenehm sein. Zugleich wünschte ich Nachricht, inwiefern Ihre vier Kupferblätter im Handel sind, wo und um welchen Preis man sie haben könnte. Es ist bei mir schon deshalb einige Male Nachfrage gewesen.

Mich Ihrem Andenken bestens empfehlend

Goethe

Runge an Goethe:

Wolgast, den 4. Dezember 1806

Ihren werten Brief empfing ich über Hamburg, wessen ich mir in dieser Zeit nicht versehen hatte. Es ist mir eine sehr angenehme Empfindung, Sie durch eine Kleinigkeit zu einer ruhigeren Stimmung geführt zu haben, wenigstens dadurch die Veranlassung zu solcher gewesen zu sein.

Es war für uns nicht mehr zu riskieren, nach Hamburg abzureisen; wir sind also noch auf einige Zeit hier. Es freut mich nun, da wir doch auch mehr, wie schon geschehen, von dem Kriege werden zu leiden erhalten, zur Stütze meiner Eltern und Geschwister hier zu sein; wie leicht ist der Wohlstand einer zahlreichen und blühenden Familie, vielleicht in wenig Tagen, in die drückendste Armut verwandelt! Sie können sich vorstellen, da unsre zerstreute Familie allenthalben ein hartes Los trifft und treffen wird, wie ich, der ich durch die Großmut derselben sonst frei für die Kunst und wieder für alle leben konnte, indem ein Bestreben uns alle verband, mich nun ebensosehr für sie hingeben muß; da mich also jetzt die Sorge für die Existenz des Ganzen ebensosehr beschäftigt wie die ganze Familie, so muß ich auf Zeiten hin die Kunstausübungen beiseite setzen, um für die Erhaltung und den Erwerb der nächsten Bedürfnisse zu sorgen. Da ich auch nicht einmal wissen kann, ob dieser Brief Sie trifft oder ob es mir möglich sein wird, vorerst wieder an Sie zu schreiben, so bitte ich Sie, wenigstens unter Ihren nächsten Umgebungen mich nicht ganz zu vergessen, und sollten Sie in ruhige Lagen kommen, sich auch ein-

mal zu erinnern, daß ich mich von Herzen bestrebt habe, mich für den lebendigen Einfluß der himmlischen Kunst tätig zu zeigen; – unterdessen werde ich für mich, wenn Gott es will, vollkommen auf alle Wirkung resignieren, in dem gewissen Glauben, wenigstens als stiller Zuschauer unter den Geistern der Künstler zu sitzen oder wie eine erdrückte Pflanze noch wenigstens zu der Gattung zu gehören. Ich halte mich indes von dem Schicksal noch nicht für überwunden und werde alles zusammenhalten, um mich des Unterliegens zu erwehren.
Ich wünsche von Herzen, daß Sie sich wohl befinden und daß ich so glücklich sein möge, bald wieder etwas von Ihnen zu hören. So mögen denn die trüben Tage, nachdem sie überstanden sind, mich mit großer Freude zu einer Tätigkeit zurückführen, die für mich der einzige Wunsch gewesen ist!
Ich empfehle mich Ihrem Andenken.

Runge an den Maler Klinkowström:

Hamburg 1809/10

Ich arbeite jetzt sehr eifrig an meinem großen Bilde (dem Morgen); ich habe den Grund angelegt, so bogenförmig von Weiß in ein rötliches Grau; hierüber werde ich nun dünn die Luft auftragen so in horizontal gradlinigten Abstufungen in der eigentlichen Luftfarbe, damit die Wölbung der Untermalung noch mitwirkend bleibt. Alles, was sich aus der Helligkeit heraus nach vorne zu hinzieht, werde ich erst grau in grau anlegen und bei der Übermalung die Farbe hineinspielen. Die ganze Behandlung ist mir sehr klar, und deswegen arbeite ich, während der Grund trocknet, daran, die hinteren ins Licht hineinkommenden Figuren in recht guter Gruppierung und Beleuchtung mit schwarzer und weißer Kreide mir aufzuzeichnen, womit ich nun meist zu Ende bin; dann gehe ich auf selbige Weise in der Zwischenzeit an den Rahmen. Es ist eine sehr große und schwierige Arbeit, jedoch liegt mir die Totalität des Bildes jetzt so sehr im Sinn, daß mich dieses nicht zweifeln oder verzagen macht, und ich fühle alle einzelnen Studien jetzt aufs neue wie ein einziges Ganzes, wodurch die Stellung und

Zeichnung aller Figuren freier und breiter geworden. – Ich werde sehr sparsam mit den Farben umgehen und zuerst nur vorzüglich den Totaleffekt im Auge haben.

—

Du glaubst mit mir an eine neue Richtung, welche die Kunst nimmt, eine neue Blüte, welche sie treiben wird; werden wir etwas anderes und Höheres tun können, als diese neue Tendenz, soviel wir davon ahnen, zu suchen? Und das wirkliche Leben, das grade im Gebrauch ist, soll und muß es nicht zuletzt diese Blumen gebären? Und wie können wir die Sache bewirken, betreiben, als wenn wir in die Wirksamkeit des Tages eingehen?

—

Es freut mich ungemein, daß Du an dem Jardin des plantes so viel Gefallen findest; ich bitte Dich, die bemerkenswertesten Formen nicht bloß zu sehen, sondern, wenn Du es irgend kannst, die architektonische Festigkeit und Form der Pflanze aufzusuchen und Dir zu notieren. Die Naivität der Komposition ist oft bewundernswürdig, und ich für mein Teil glaube, daß es, um sich in Verzierungen immer reizend zu bewegen, ganz notwendig ist, einige Einsicht in botanische Formen zu haben; wenn eine Darstellung aus noch so vielerlei Gegenständen zusammengesetzt werden kann, so ist die eigentliche Totalform doch ein Gewächs.

—

Ich überzeuge mich immer mehr, je deutlicher mir die Form einer Optik für die Malerei wird, wie es in der Natur des Sehens selbst liegt, daß die Kunst so weit verfallen und gar zugrunde gegangen ist und notwendig noch mehr gehen wird, ehe eine bessere und gewaltigere Kunst erscheint.

—

Es wird die Nation ebensowenig eine Kunstblüte aus bloßer Tradition hervorbringen, wie die Mutter ein Kind gebären wird, ohne es in ihrem Schoß getragen zu haben.

Mir ist oft recht beklommen zumute, daß ich so allein bin. Könnte ich es auf irgendeine Weise, die mir als Wunsch nur bekannt ist, dahin bringen, etwa zehn junge Leute von verschiedener Art, ihre Studien zu betreiben, anzuleiten! Ich glaube, daß sich sehr viel Schönes und Gutes hervorbringen ließe. Wenn man die verschiedenen Arbeiten in der Verzierungskunst an drei verschiedene Talente austeilte und selbst erst die Idee hergegeben hätte, müßte man sehr viel schaffen können. Es gehört nach meiner Einsicht aber durchaus eine vereinigte praktische Arbeit dazu. Der erste Arbeiter müßte die Verhältnisse und Perspektiv recht verstehen und eine geistvolle Ansicht davon haben, der zweite die Formen der Blumen und Gestalten in ihrer freiesten Bewegung wie in ihrem ruhigsten Zustande studiert haben, der dritte die Verhältnisse der Farben und die Handhabung derselben recht verstehen. Nimm nun im kleinen und im großen immer diese Folge an: erst Architektur, dann Plastik, dann Malerei, was ließe sich, im ganzen wie im einzelnen angewandt, mit solchen Leuten machen, wenn man so junge Gemüter in eine Idee vereinigen könnte! Und warum sollte es nicht möglich sein; und was kann es anders heißen, daß Raffael funfzig junge Leute für sich durch ganz Italien und Sizilien hat reisen lassen? Wenn ich nur wüßte, wie man diese Einsicht dem Publikum beibrächte! Getan muß es werden, sonst geschieht nichts.

Aus Runges Briefen in der Insel-Bücherei

*

Eberhard Meckel / Im Juni

Wie vieles ist noch zu erwarten,
so manches, es ist schon verblüht,
wir stehen in unserem Garten,
der voll in dem Lichte glüht.

Dort rötet am Strauch sich die Beere,
da gilbt schon zu zeitig ein Blatt –

es kennt ja ein jeder die Leere,
der weiß, was die Fülle hat.

Wir sehen das Asternkraut kommen,
noch denken der Astern wir nicht,
wenn feurig im Herbste sie glommen;
sie schatten noch nicht das Gesicht.

Zu raffen, verschwenden, zu prassen,
dazu gibt die Stunde sich her;
sich leicht in ihr treiben zu lassen,
nicht fällt es dem Herzen schwer.

Bis bitter sich diesen Gewalten
vermischt unser warnender Sinn:
Wir können die Tage nicht halten
und fliehen mit ihnen hin.

Doch endet bei Obstbaum und Rebe
dann unsre beklommene Flucht –
Hier hält sich das Jahr noch in Schwebe
und reift in die köstlichste Frucht.

*

Joseph von Eichendorff / Die Universität

Die damaligen Universitäten hatten überhaupt noch ein durchaus fremdes Aussehen, als lägen sie außer der Welt. Man konnte kaum etwas Malerischeres sehen als diese phantastischen Studententrachten, ihre sangreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rapieren auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß, und alles bewaffnet und kampfbereit wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz. Alles

dies aber kam erst zu rechter Blüte und Bedeutsamkeit, wo die Natur, die, ewig jung, auch am getreuesten zu der Jugend hält, selber mitdichtend studieren half. Wo, wie zum Beispiel in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit; da atmete auch der Student freier auf und schämte vor der ernsten Sagenwelt sich der kleinlichen Brotjägerei und der kindischen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Kommers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Täler abendlich versunken und von dem Schlosse nun der Widerschein der Fakkeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen. – So war das ganze Studentenwesen eigentlich ein wildschönes Märchen, dem gegenüber die übrige Menschheit, die altklug den Maßstab des gewöhnlichen Lebens daran legte, notwendig, wie Sancho Pansa neben Don Quijote, philisterhaft und lächerlich erscheinen mußte...
So war in der Tat auf den Universitäten eine gewisse mittelalterliche Ritterlichkeit niemals völlig ausgegangen und selbst in jener Verzerrung und Profanation noch erkennbar. Unter allen diesen Jünglingen aber bildeten die eigentlichen, die literarischen Romantiker wiederum eine ganz besondere Sekte...

Der Geist einer gewissen Bildungsphase läßt sich nicht aufheben, wie eine Universität. Was wir vorhin als das Charakteristische jener Periode bezeichnet: die Opposition der jungen Romantik gegen die alte Prosa, war keineswegs auf Halle beschränkt, sondern ging wie ein unsichtbarer Frühlingssturm allmählich wachsend durch ganz Deutschland. Insbesondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen, nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der

Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Komments zu befrein; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat grade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend – das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte; denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend, auch darin den Propheten vergleichbar, daß das ‚Steiniget ihn!' häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Kongreßsälen der politischen Weltweisen das Menetekel kühn an die Wand geschrieben und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimatlos umherirrend. – Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum

Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effekts verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und wider; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue, ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig, weckend und zündend fürs ganze Leben.

Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Sie bewohnten im ‚Faulpelz', einer ehrbaren, aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen, luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgerät darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was denn häufig eine Konfusion und Verwickelungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und Tat zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel: ‚Ach im Arm ihm' ausbrach; während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: ‚Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweiten Mal.' – Das letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz an-

derer Beziehung sagen. Während Arnims Wesen etwas wohltuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von andern nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Toren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder oft aus dem Stegreif zur Gitarre sang. Dies tat er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Tees ersinnen als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'



Aus des Knaben Wunderhorn / Ablösung

Kuckuck hat sich zu tot gefallen
An einer hohlen Weiden,
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?
Ei, das soll tun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt und springt, ist allzeit froh,
Wenn andre Vögel schweigen.

*

Friedrich Schnack / Cornelia

Das Mädchen Cornelia, die Tochter des Apothekers Bürglin, war im Alter von fünf Jahren dem Tode nahe. Mit der Krankheit war etwas Geheimnisvolles in ihr Wesen gedrungen und lange nicht wieder gewichen. Nach der Genesung nannte sie sich gerne Belladonna oder auch Bella, der seltsame Klang gefiel ihr.

Das Mädchen spielte an jenem Tag, der ihr beinahe zum Verhängnis geworden wäre, mit Freundinnen in einem Bauernhaus in der Nachbarschaft. Die Eltern wohnten in einem kleinen Ort im badischen Hinterland, wo der Vater seine Apotheke betrieb. Im Stall bei den Tieren, wohin sich Cornelia versteckte, fand sie einen Zweig mit schwärzlichen Beeren. Sie hielt die Früchte für Schwarzkirschen und aß davon.

Bald machte sich eine sonderbare Wirkung der genaschten Beeren geltend. Wie trunken taumelte das Kind nach Hause, die Mutter durch unbändige Lachlust und wirre Reden erschreckend. Cornelia war wie verhext. Zuerst meinte Frau Bürglin, Arbeiter von einem in der Nähe entstehenden Bau hätten ihr Töchterchen aus der Bierflasche trinken lassen. Dann fiel ihr ein, daß sich Zigeuner im Ort aufhielten, und die neugierigen Kinder hatten sich bei den Scherenschleifern getummelt. Möglicherweise hatten diese dem kleinen Mädchen Zigeunerisches zu essen gegeben.

Der Apotheker hatte mit seinen Ausforschungen und Untersuchungen nicht mehr Erfolg als seine Frau: das Töchterchen war gänzlich ausgewechselt, der kindliche Geist wie verzerrt und flackernd. Dieser Zustand versetzte den Apotheker in größte Bestürzung. In seiner anfänglichen Ratlosigkeit wurde er durch den Hinweis auf die Zigeuner auf eine Spur gebracht, deren Verfolgung einige Zeit kostete. Wie die Erkundungen ergaben, waren die Scherenschleifer bereits am gestrigen Nachmittag abgezogen. Was aber mochte mit dem Kind geschehen sein? Die Mutter hatte es zu Bett gebracht, wo es nun fiebernd lag, an der Bettdecke zupfte und scharrte und sich in Krämpfen krümmte. Der Blick war glänzend weit aufgerissen, die Pupille groß und von glühender Schwärze erfüllt.
Der Apotheker schickte nach dem Arzt. Doch war dieser, der einzige in dem abgelegenen kleinen Ort, vor einer Viertelstunde weggefahren, um in einem entfernten Dorf einem Kind ins Leben zu verhelfen. Ein unpassender Zeitpunkt fürwahr, da hier ein Kind in Todesnot lag. So mußte denn der Apotheker versuchen, seinem Töchterchen beizustehen, wie seine Bemühungen auch immer ausgehen mochten. Das Herz der Kranken hämmerte hart und heftig, im Mund brannte quälende Trockenheit, das Schlucken gelang nur noch mühsam.
Nun gefaßt und wieder ruhig überlegend, fügte der Vater die verschiedenen Anzeichen zu einem Krankheitsbild. Zweifellos hatte man es mit einer Vergiftung zu tun. Welcher Art aber? Er gab rasch ein Brechmittel. Nach erfolgter Wirkung fand er die schwärzlichen Fruchthüllen von Beeren. Die Mutter meinte, es seien Vogelbeeren. Der Vater aber erkannte das Gift: „Tollkirsche! Belladonna!" flüsterte er entsetzt.
Stöhnend sank die Mutter am Bett des Kindes in die Kniee, das sinnlos scharrende und zupfende Händchen zu halten. Sie stammelte ein paar beruhigende Worte. Den Apotheker aber erfüllte plötzlich in all der schmerzlichen Besorgnis eine wundersame Klarheit und Befriedigung. Wie ein Vorgefühl des Sieges über die brennende Gewalt war diese Empfindung. War auch ein großer Teil des Giftes ausgeschieden, so raste dennoch der Dämon immer heftiger im Körper des Kindes, Zuckungen

und Krämpfe dauerten an, Fieber und unerträgliches Glühen steigerten sich.
Der Vater glaubte des Schlüssels gewiß zu sein, mit dem er den Nachtschatten wegschließen und dem irrenden Lebenslicht wieder Einlaß und Ruhe verschaffen könne. In seiner kleinen Offizin hatte er, was er brauchte: die Belladonna-Tinktur, den aus Wurzel und Kraut der Tollkirsche bereiteten Auszug. Er gab ein paar Tropfen davon in ein mit Wasser gefülltes Trinkglas und reichte die Verdünnung dem Kind: Gift wider Gift.
Die Heilkraft der Belladonna, leise und mächtig, griff den Nachtschatten an. Allmählich löste sie die Umstrickung, besänftigte das Fieber und dämpfte das Wüten. Das Kind verfiel in Schlaf. Doch blieben die vergrößerten Augensterne, als bestände auch im Schlummer die Verzückung, die glänzende Fremdheit des Erlebnisses. In der Obhut des Arztes, der sich am Abend, als das Dorfkind geboren war, einfand, verloren sich endlich auch die letzten Schauer des Giftes, des Zornes der Tollwurz und wölfischen Beere – Cornelia erwachte aus schmerzhaftem Traum, der ihren Geist bis an die Grenze des Lebens gehetzt hatte.
Und nun erfuhren auch die Eltern, was eigentlich geschehen war. Der Vater begab sich daraufhin zum Nachbarn, um ihm das fahrlässige Umgehen mit dem Tollkirschenzweig vorzuhalten, und vernahm zu seiner Verwunderung, daß die Bäuerin den Ast gegen die in der Gegend herrschende Maul- und Klauenseuche aus dem Wald in den Stall geholt hatte. Sie schrieb dem Kraut abwehrende Kräfte wider die Seuche zu. Das Mittel habe sie von ihrem Vater, der es von seinem Vater wußte, und sie schwor Stein und Bein darauf, daß es sich noch stets in Seuchenzeiten bewährt habe, ihr Vieh sei auch diesmal verschont geblieben. Aber nur ungern rede sie von ihrem Mittel, sie müsse es nun einmal tun, da sich der unglückselige Zufall ereignet habe – der Herr Apotheker dürfe sie denn auch ruhig auslachen und abergläubisch schelten.
Der Apotheker lachte jedoch nicht. Sollte die Giftpflanze, überlegte er, auch ein unstoffliches Heilvermögen besitzen? Dann ginge es in der Tat um die Kraft allerwinzigster Pflanzenteilchen, um eine homöopathische Verdünnung bis zu Duft und

Blattgeruch. Er erinnerte sich zugleich eines Berichtes, wonach Hahnemann, der Begründer der homöopathischen Heilweise, mit dem Duft aus einem Fläschchen einem jungen Mädchen geholfen hatte. Dieses war in einer Gesellschaft von den heftigsten Zahnschmerzen befallen worden. Hahnemann ließ das Mädchen einmal an dem Fläschchen riechen, das einige weiße Körnchen enthielt, und sogleich verstärkten sich die Schmerzen bis zum Rasendwerden. Nach einer Viertelstunde aber waren sie völlig verschwunden. Der Duft hatte sie verjagt. Daran dachte der Apotheker – und lachte nicht über die Frau, die mit ihrem Zweig vielleicht nichts Dummes getan hatte, doch leichtsinnig umgegangen war.

Wie es auch sei! schloß er das Gespräch: Segen könne zum Unsegen werden, und Unvorsichtigkeit und Gedankenlosigkeit seien wahrscheinlich nicht geringere Übel als Viehseuchen. Heil und Gefahr seien gleichsam Prägungen auf derselben Münze, das obere Bild bedeute Leben, das untere den Tod. Und beinahe sei seinem Kind das untere, das dunkle Bild zugelost worden. Möge ihnen dieser Vorfall eine Lehre sein, damit ihr Lebenszweig für die Kühe nicht eines Tages zu einem Todeszweig für Kinder werde!

Cornelia hatte sich später manchmal die Geschichte ihrer Erkrankung erzählen lassen und sich dabei vorgestellt, wie sie wohl mit starren, fremden und schwarz glänzenden Augen ausgesehen hatte. Sie bildete sich sogar eine Zeit lang ein, von dem dunkeln Feuer der Tollkirsche, das sie im Blut fiebernd entfacht, sei ein Funke in ihrem schwarz glänzenden Blick verblieben, und als sie gar noch in Büchern las, die Damen von Venedig machten mit dem Schönheitswasser der Tollkirsche ihre Augen groß und schmachtend, benützten den Seim der Beere zur Hautpflege und färbten sich mit dem Rosensaft des Fruchtfleisches die Wangen rot, tat sich die Schwärmerin auf die gefährliche Bekanntschaft mit der Giftpflanze viel zugute. Die Tollkirsche war in jenem Alter für sie, da sie sich Bella und Belladonna Bürglin nannte, eine heilig-unheilige Pflanze, zu der es sie oft heimlich in den Wald hinzog.

In späteren Jahren dann, als der Name Cornelia den alten

Glanz wiedergewonnen hatte, erbat sie sich vom Vater die Pflanzenbücher mit den steifen Holzschnitten und den bunt ausgemalten Kupferstichen und stopfte sich voll mit Pflanzenkram, mit Richtigem und Übertriebenem und mit allerlei Nachrichten über die betäubende Familie der Nachtschatten, die so viele Tote auf dem Gewissen hat, Menschen, Hühner, Hunde und Vögel, allesamt durch ihre Gifte umgekommen, und sie liebte nichts mehr als die krausen, erfabelten Zutaten der toten Bücherschreiber.

Ihre Vorliebe für die gefährliche Pflanzensippe entsprach ihrer Neigung zu Entlegenem. Schon bald nach der Erkrankung hatten die Eltern diese Vorliebe bemerkt, die sich mit den Jahren verstärkte, so daß sich Cornelia, den abseitigen Nachtschatten gleich, am liebsten allein hielt. Die Eltern ließen sie gewähren, da sie einsahen, nichts dagegen ausrichten zu können. Es würde sich verwachsen, meinte der Vater. Sie sei sein kleiner Nachtschatten, sein Tollwürzchen! sagte er im Scherz. Cornelia sammelte Bilsenkraut für die Apotheke, auch die Pflanze Bittersüß, die den schönen und eigentümlichen lateinischen Namen Dulcamara hat, ein dunkles, feierliches Wort – sie merkte sich, daß dreißig Beeren davon einer Dogge in weniger als drei Stunden den Tod geben. Bilsenkraut aber hieß Hennentod, weil es für das Geflügel tödlich ist; die feinfühligen Mäuse aber fliehen schon den bloßen Geruch der ihnen verhaßten Pflanze. Auch suchte Cornelia in der ganzen Gegend nach der Judenkirsche, einem andern Nachtschattengewächs: diese feiert den Herbst mit zinnoberroten Lampions, in denen die runde, gelbrötliche Beere die Lampe ersetzt. Im Umkreis des kleinen Ortes kannte das seltsame Mädchen bald alle Stellen, wo die Solanazeen, die Nachtschatten, wuchsen. Auf einem Schuttanger, dem Rastort durchziehender Zigeuner und Kesselflicker, wohnte das Bilsenkraut, die trübe, erdig gelb glühende Pflanze, deren Blüte verdächtig und wie in sich feindselig geduckt aussieht: die Blumenkrone ist blutig geädert, und der Schlund glüht schwül dunkelrot. Sie verriet dem Mädchen eine geheimnisvolle Herkunft: Zigeuner hatten die Samenkörner aus dem fernen Asien mitgebracht und in Cornelias Heimat ausgestreut. Die Fahrenden

trieben mit Kraut und Saft schändliche Gaukeleien und betrogen damit Leichtgläubige. Mit Bilsenkraut machten sie Wetter oder gaben wenigstens vor, es zu tun, gleich den schwarzen Medizinmännern Afrikas, und sie beschworen Geister an Kreuzwegen und Kellerlöchern, wo es nach Kartoffeln dumpf und nach aufbewahrten Äpfeln weinig süß roch.

Auch nahmen sie zu ihren Teufeleien den grimmen Stechapfel, der am Wegrand bei den Kartoffelbüschen seine weiße, zipfelig gefaltete Becherblüte strahlend auftut und die Finsternis des Todes im Herzen trägt. Platzte seine reif gewordene gestachelte Kastanienschale, ließen die Vagabunden die schwarzen Samenkörner geschwind in ihre Zigeunertaschen rieseln, um die Kerne hernach am Feuer zu rösten. Der scharfe Rauch verscheuchte, wie sie geheimnisvoll sagten, die Weggespenster oder schwadete sie herbei, so man nicht reichlich Almosen gäbe – und es war wunders genug, wenn statt der Geister und Almosen Polizisten, Gemeindediener oder Landgendarmen erschienen, die von den Geisterbeschwörern Gewerbescheine forderten oder die Lästigen gar nach dem nächsten Ort abschoben. Vor abgelegenen Bauerngehöften indes hatten es die magischen Landstreicher leichter mit ihren Spielen und Versprechungen: die Hexensalben verkauften sie angeführten Bauernweibern, deren Kühe vor Milchschaden und die Hühner vor Eierverzauberung zu bewahren. In das Geschmelze hatten die Landstreuner den Giftstoff des Bilsenkrauts geträufelt, der die Sinne betäubt und dem mit der Salbe Bestrichenen den Wahn erweckt, er fahre durch die Lüfte oder genieße Lustbarkeiten.

Nach solchen Ausschweifungen hatte aber Cornelia kein Verlangen. Sie las und hörte davon – die Nachricht berührte sie nicht sonderlich. Mehr als Zigeuner und Leute galten ihr die Pflanzen. Der Vater lenkte mit Bedächtigkeit die Neigung seiner Tochter, von den heilsamen Giften führte er sie zu den ungiftigen Heilkräutern.

An freien Sonntagen durchwanderte er mit ihr Wälder und Wiesen. Aus der kleinen Landapotheke des Hauses am Marktplatz gingen sie miteinander in die große Landapotheke der Natur. Reich und umsichtig war diese ausgestattet. Wiesen, Äcker,

Auen und Gehölze, Bachufer und Hänge, Wälder und Berge waren ihre Abteilungen. Herr der Offizin war die Sonne. Sie mischte die Elemente und befeuerte mit Hitze die geheimen Gefäße des Lebens. Sie kochte Säfte, reifte Seime, sott Öle und filterte Auszüge. Der Regen war ihr erster Gehilfe, der Wind ihr zweiter. Die Luft wehte und arbeitete als ihr fächelnder Blasebalg, Trockner und Verdunster. Den Nachtdienst in der Naturapotheke versah der Mond. Werkstätte, Sand- und Wasserbad, Schmelztiegel, Mörser und jegliches Gerät aber war die Erde.

Und Vater und Tochter, Apotheker und Pflanzenfreundin, waren die glücklichen Augenzeugen des Weltwerkes. Wie die Jahreszeiten flossen, so strömten die Kräuter herbei. Riesige Mengen von Heilgut wurden benötigt, Wasserfälle von Aufgüssen bereitet. Unter der Erde gab es Abnehmer genug; die Wurzeln und ihr versponnenes Gefaser.

„Gleich Mensch und Tier", sagte der Apotheker, „erhält sich auch die Pflanze von der Pflanze. Ohne Auszüge und Absude, ohne Tinkturen und Tees, die der Regen aus gärenden Kräutern ausfiltert, vermag sie auf die Dauer nicht gesund und fruchtbar zu bleiben. Und auch die heilkräftigen Giftstoffe von Berg und Tal dienen ihr als verdünnte Essenzen zum Aufbau und Wachstum, zur Wiedergeburt und zum Dasein. Die Heilpflanze und das ihr eingeborene Pflanzenheil sind und bleiben", schloß er, „das Heil aller Welt!"

Aus dem neuen Buch ‚Cornelia und die Heilkräuter'

*

Aus des Knaben Wunderhorn / Verspätung

Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterb ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir säen geschwind.

Und als das Korn gesäet war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterb ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir ernten geschwind.

Und als das Korn geerntet war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir dreschen geschwind.

Und als das Korn gedroschen war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir mahlen geschwind.

Und als das Korn gemahlen war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir backen geschwind.
Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind schon auf der Bahr.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Dieses, also unser Dasein in der Meinung anderer, wird, infolge einer besondern Schwäche unsrer Natur, durchgängig viel zu hoch angeschlagen; obgleich schon die leichteste Besinnung lehren könnte, daß es, an sich selbst, für unser Glück, unwesentlich ist. Es ist demnach kaum erklärlich, wie sehr jeder Mensch sich innerlich freut, sooft er Zeichen der günstigen Meinung anderer merkt und seiner Eitelkeit irgendwie geschmeichelt wird. So unausbleiblich wie die Katze spinnt, wenn man sie streichelt, malt süße Wonne sich auf das Gesicht des Menschen, den man lobt, und zwar in dem Felde seiner Prätension, sei das Lob auch handgreiflich lügenhaft. Oft trösten ihn, über reales Unglück, oder über die Kargheit, mit der für ihn die beiden, bis hierher abgehandelten Hauptquellen unseres Glückes fließen, die Zeichen des fremden Beifalls: und, umgekehrt, ist es zum Erstaunen, wie sehr jede Verletzung seines Ehrgeizes, in irgendeinem Sinne, Grad, oder Verhältnis, jede Geringschätzung, Zurücksetzung, Nichtachtung ihn unfehlbar kränkt und oft tief schmerzt. Sofern auf dieser Eigenschaft das Gefühl der Ehre beruht, mag sie für das Wohlverhalten vieler, als Surrogat ihrer Moralität, von ersprießlichen Folgen sein; aber auf das eigene Glück des Menschen, zunächst auf die diesem so wesentliche Gemütsruhe und Unabhängigkeit, wirkt sie mehr störend und nachteilig als förderlich ein. Daher ist es, von unserm Gesichtspunkt aus, ratsam, ihr Schranken zu setzen und, mittels gehöriger Überlegung und richtiger Abschätzung des Wertes der Güter, jene große Empfindlichkeit gegen die fremde Meinung möglichst zu mäßigen, sowohl da, wo ihr geschmeichelt wird, als da, wo ihr wehe geschieht: denn beides hängt am selben Faden. Außerdem bleibt man der Sklave fremder Meinung und fremden Bedünkens:

> Sic leve, sic parvum est, animum quod laudis avarum
> Subruit ac reficit.

Demnach wird eine richtige Abschätzung des Wertes dessen, was man in und für sich selbst ist, gegen das, was man bloß in

den Augen anderer ist, zu unserm Glücke viel beitragen. Zum ersteren gehört die ganze Ausfüllung der Zeit unsers eigenen Daseins, der innere Gehalt desselben, mithin alle die Güter, welche unter den Titeln ‚was einer ist' und ‚was einer hat' von uns in Betrachtung genommen worden sind. Denn der Ort, in welchem alles dieses seine Wirkungssphäre hat, ist das eigene Bewußtsein. Hingegen ist der Ort dessen, was wir für andere sind, das fremde Bewußtsein: es ist die Vorstellung, unter welcher wir darin erscheinen, nebst den Begriffen, die auf diese angewandt werden.[1] Dies nun ist etwas, das unmittelbar gar nicht für uns vorhanden ist, sondern bloß mittelbar, nämlich sofern das Betragen der andern gegen uns dadurch bestimmt wird. Und auch dieses selbst kommt eigentlich nur in Betracht, sofern es Einfluß hat auf irgend etwas, wodurch das, was wir in und für uns selbst sind, modifiziert werden kann. Außerdem ist ja, was in einem fremden Bewußtsein vorgeht, als solches, für uns gleichgültig, und auch wir werden allmählich gleichgültig dagegen werden, wenn wir von der Oberflächlichkeit und Futilität der Gedanken, von der Beschränktheit der Begriffe, von der Kleinlichkeit der Gesinnung, von der Verkehrtheit der Meinungen und von der Anzahl der Irrtümer in den allermeisten Köpfen eine hinlängliche Kenntnis erlangen, und dazu aus eigener Erfahrung lernen, mit welcher Geringschätzung gelegentlich von jedem geredet wird, sobald man ihn nicht zu fürchten hat, oder glaubt, es komme ihm nicht zu Ohren; insbesondere aber, nachdem wir einmal angehört haben, wie vom größten Manne ein halbes Dutzend Schafsköpfe mit Wegwerfung spricht. Wir werden dann einsehen, daß, wer auf die Meinung der Menschen einen großen Wert legt, ihnen zuviel Ehre erzeigt.

Jedenfalls ist der auf eine kümmerliche Ressource hingewiesen, der sein Glück nicht in den beiden, bereits abgehandelten Klassen von Gütern findet, sondern es in dieser dritten suchen muß, also

[1] Die höchsten Stände, in ihrem Glanz, in ihrer Pracht und Prunk und Herrlichkeit und Repräsentation jeder Art können sagen: unser Glück liegt ganz außerhalb unserer selbst: sein Ort sind die Köpfe anderer.

nicht in dem, was er wirklich, sondern in dem, was er in der fremden Vorstellung ist. Denn überhaupt ist die Basis unsers Wesens und folglich auch unsers Glücks unsere animalische Natur. Daher ist für unsere Wohlfahrt Gesundheit das Wesentlichste, nächst dieser aber die Mittel zu unserer Erhaltung, also ein sorgenfreies Auskommen. Ehre, Glanz, Rang, Ruhm, soviel Wert auch mancher darauf legen mag, können mit jenen wesentlichen Gütern nicht kompetieren, noch sie ersetzen: vielmehr würden sie, erforderlichenfalls, unbedenklich für jene hingegeben werden. Dieserwegen wird es zu unserm Glücke beitragen, wenn wir beizeiten die simple Einsicht erlangen, daß jeder zunächst und wirklich in seiner eigenen Haut lebt, nicht aber in der Meinung anderer, und daß demnach unser realer und persönlicher Zustand, wie er durch Gesundheit, Temperament, Fähigkeiten, Einkommen, Weib, Kind, Freunde, Wohnort usw. bestimmt wird, für unser Glück hundertmal wichtiger ist, als was es andern beliebt, aus uns zu machen. Der entgegengesetzte Wahn macht unglücklich. Wird mit Emphase ausgerufen ‚übers Leben geht noch die Ehre', so besagt dies eigentlich: ‚Dasein und Wohlsein sind nichts; sondern was die andern von uns denken, das ist die Sache.' Allenfalls kann der Ausspruch als eine Hyperbel gelten, der die prosaische Wahrheit zugrunde liegt, daß zu unserm Fortkommen und Bestehn unter Menschen die Ehre, das heißt die Meinung derselben von uns, oft unumgänglich nötig ist; worauf ich weiterhin zurückkommen werde. Wenn man hingegen sieht, wie fast alles, wonach Menschen ihr Leben lang, mit rastloser Anstrengung und unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten, unermüdlich streben, zum letzten Zwecke hat, sich dadurch in der Meinung anderer zu erhöhen, indem nämlich nicht nur Ämter, Titel und Orden, sondern auch Reichtum, und selbst Wissenschaft[1] und Kunst, im Grunde und hauptsächlich deshalb angestrebt werden, und der größere Respekt anderer das letzte Ziel ist, darauf man hinarbeitet; so beweist dies leider nur die Größe der menschlichen Torheit. Viel zuviel Wert auf die Meinung anderer zu legen, ist ein allgemein herrschender Irrwahn: mag er nun in unserer

[1] Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.

Natur selbst wurzeln, oder infolge der Gesellschaft und Zivilisation entstanden sein; jedenfalls übt er auf unser gesamtes Tun und Lassen einen ganz übermäßigen und unserm Glücke feindlichen Einfluß aus, den wir verfolgen können, von da an, wo er sich in der ängstlichen und sklavischen Rücksicht auf das qu'en dira-t-on zeigt, bis dahin, wo er den Dolch des Virginius in das Herz seiner Tochter stößt, oder den Menschen verleitet, für den Nachruhm Ruhe, Reichtum und Gesundheit, ja, das Leben zu opfern. Dieser Wahn bietet allerdings dem, der die Menschen zu beherrschen oder sonst zu lenken hat, eine bequeme Handhabe dar; weshalb in jeder Art von Menschendressierungskunst die Weisung, das Ehrgefühl rege zu erhalten und zu schärfen, eine Hauptstelle einnimmt: aber in Hinsicht auf das eigene Glück des Menschen, welches hier unsere Absicht ist, verhält die Sache sich ganz anders, und ist vielmehr davon abzumahnen, daß man nicht zu viel Wert auf die Meinung anderer lege. Wenn es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, dennoch geschieht, wenn die meisten Menschen gerade auf die Meinung anderer von ihnen den höchsten Wert legen und es ihnen darum mehr zu tun ist, als um das, was, weil es in ihrem eigenen Bewußtsein vorgeht, unmittelbar für sie vorhanden ist; wenn demnach, mittels Umkehrung der natürlichen Ordnung, ihnen jenes der reale, dieses der bloß ideale Teil ihres Daseins zu sein scheint, wenn sie also das Abgeleitete und Sekundäre zur Hauptsache machen und ihnen mehr das Bild ihres Wesens im Kopfe anderer, als dieses Wesen selbst am Herzen liegt; so ist diese unmittelbare Wertschätzung dessen, was für uns unmittelbar gar nicht vorhanden ist, diejenige Torheit, welche man Eitelkeit, vanitas, genannt hat, um dadurch das Leere und Gehaltlose dieses Strebens zu bezeichnen. Auch ist aus dem Obigen leicht einzusehen, daß sie zum Vergessen des Zwecks über die Mittel gehört, so gut wie der Geiz.

Aus den ‚Aphorismen zur Lebensweisheit'

*

Bis gegen Tittling unterschied sich die Landschaft nicht von der unsrigen, nur daß mehr freies Gestein umherlag. Mitten im schönsten Obstgarten konnte ein Granitblock stehen; zuweilen sah man einen Acker mit niedrigen Mauern aus aufgeschichteten Felsbrocken umgeben.

Bald fielen mir die feineren, schärferen Farben der Pflanzenwelt auf. Die Kartoffelfelder blühten in einem leuchtenden Lila; die Schafgarbe war nicht mehr bräunlich bleich wie drunten im Donautal, sondern rein rötlich. Auch die Feldskabiose war tiefer violett geworden, und aus Gesteinsritzen reckten sich dornige Stauden, deren Blüte aus zwei weißen und zwei roten Lippen bestand.

Ich ging anfangs zu schnell und war am Abend wund gelaufen; in der Dämmerung kam ich vor eine graue Burg, übernachtete daneben im Gasthaus zur Waldlaterne und schlief in den Tag hinein. Der hohe viereckige Bau war die Saldenburg, die im Jahre 1744 von Panduren zerstört und später neu aufgebaut worden ist. An Rittersaal und Kemenate hab ich keine Erinnerung mehr, wohl aber an den Efeubaum, dessen starker Stamm an der südöstlichen Mauer wurzelte. Seine weithin ausgesandten Äste umwanden, überkreuzten und verknoteten sich wie Schlangen, und seine dichte Belaubung umarmte bis zum Dach empor das graue Gebäude. Etwa zweihundert Schritte hinter dieser Burg fand ich in der ersten Frühe einen natürlichen geraden Gang zwischen zwei Felswänden. Er wird nicht ebenso großartig gewesen sein, wie ihn das Gedächtnis ausgebaut hat; immerhin ist es ein seltsamer Ort, und wer ihn dereinst in gespenstergläubiger Zeit zur Dämmerstunde durchschreiten mußte, konnte wohl Erscheinungen haben. Ich ging einige Male hin und her, fühlte mich abgesondert in Sicherheitsahnung und sah für Augenblicke das Leben vor mir liegen wie ein Spiel.

Der wunde Fuß war geheilt; ich wanderte lüftig weiter hinein in das Land der späten, kargen Ernten, der halb verborgenen Steinbrüche zwischen alten Wäldern, in das Gebiet umschilfter

schwarzer Flüsse, die Treibholz tragen und in dunklen Muscheln trübe Perlen zeitigen.

Etwas Merkwürdiges brachte dieser zweite Tag; ich erfuhr durch Anschauung, daß es noch Menschen gibt, welche an eine Hölle nach dem Tode glauben und aus Furcht vor ihr wahre Höllenqualen erdulden.

In einem Wiesentale stand wie vergessen eine Pflugschar; kein Mensch, kein Tier war weit und breit zu sehen. Bald aber führte der Weg über eine Höhe, die den schönsten Rundblick versprach; ich ging einem starken Geländer entlang, hinter dem zwei Stuten mit ihren Fohlen weideten, und wußte nun, daß gleich ein Gehöft kommen würde. Breitlaubige Eichen stützten in Abständen die weite Umzäunung; ein ziegelgedecktes Häuschen stand im Garten, kapellenhaft, aber mit rauchendem Kamin, dies mußte der Backofen sein. Ein Tümpel war bedeckt mit der Mosaikhaut grasgrüner Wasserlinse, daneben ragte zypressenschmal ein hoher Wacholder. Junge Obstbäume waren durch dreieckige Lattenverschläge gegen Tiere geschützt; zwischen ihnen standen Sonnenblumen und senkten schwer die gelb umflammten Schalen.

Ein junger Mensch ging vor mir her, der mich bekannt anmutete, halb Geistlicher, halb Bauer. Die nackten Füße steckten in Sandalen; er hatte keinen Rock an, nur eine Weste; über dieser aber einen Theologenkragen, außerdem einen schwarzen Strohhut. Über der Schulter trug er lässig die Sense; aus der Hosentasche stand ein Wetzstein. Er drehte sich um, da war es der Danninger, ein Schulfreund aus der Landshuter Zeit. Seinem Vater gehörte der Hof; er selbst verbrachte hier die Universitätsferien und half in der Landwirtschaft. Gastfreundlich zog er mich in das Haus, das nach alter Art gebaut war, mit zwei Holzaltanen übereinander, beide voll blühender Nelken. Die Mutter kam zur Begrüßung und lud mich ein, in der Stube zu rasten. Sie schnitt ein Stück Brot ab und brachte Milch in einem grünen Topf, der sich vor Kälte beschlug.

Während wir uns über einstige Lehrer und Mitschüler unterhielten, hörten wir Schritte von der Stiege herein; die Bäuerin bekam eine sorgenvolle, der Freund eine verlegene Miene; er



flüsterte hastig, dies sei der Vater, er wolle jeden Fremden sehen und brächte dann allerlei seltsame Fragen daher. Seit dem Winter leide er an Tiefsinnigkeit, er fürchte sich vor Tod und Ewigem Feuer, ich solle nur ja nichts verlauten lassen, was ihn ängstigen könne. „Gib ihm aber zu verstehen, daß du an Gott glaubst!" murmelte er noch, während schon der Alte die Tür öffnete.

Ist es der Inbegriff der Höllenstrafen, daß der Seele die Anschauung des ewigen Lichtes versagt wird, so mußte dieser noch immer stattliche Greis mitten in der Verdammnis wohnen. Furcht vor einem Jenseits hat es wahrscheinlich immer gegeben; sogar die germanische Vorzeit kannte Straträume: Hel, die Todesgöttin, hatte eine lichte und eine dunkle Seite, je nachdem sie lohnte oder strafte; diesem Alten aber kehrte sie gewiß die finstere zu. In den welken Zügen verbarg sich der Gram; die umrunzelten Augen hatten etwas Überhelles, jedoch mit einem Hintergrunde voller Nacht, und all dies wurde durch einen kräftigen Adamsapfel stark hervorgehoben. Ich stand auf und grüßte ihn ehrerbietig. Er gab mir schlaff die Hand, hieß mich weiteressen und hörte teilnahmslos unseren Gesprächen zu, bis auf einen Mitschüler die Rede kam, der vor einiger Zeit im Karwendel abgestürzt war, da trat ein trauriges Leben in das arme Gesicht. „Hab davon gehört", sagte er, und dann, nach einem Seufzer: „Wia's eahm ebber geh werd drent in der andern Welt?" (Wie es ihm wohl gehen wird drüben in der anderen Welt?)

Zwischen Hugo, Walther und mir waren Teufel und Hölle seit einiger Zeit nur noch Redewendungen, zum Scherzen und Fluchen geeignet, und wenn wir von Sünde hörten, so dachten wir zunächst immer nur an jenes Bild vom Stuck, das der alte Lehrer als höchste Leistung der neuen Kunst gepriesen hatte. Dantes Inferno bannte mich immer aufs neue mit schauerlicher Kraft; doch lag mir der Gedanke fern, dergleichen peinliche Gerichte könnten auch uns dereinst erwarten. Jetzt aber, wie ein Wesen, das man für ausgestorben hielt, stand mir auf einmal die Angst vor ewiger schmerzvoller Fremdnis in leibhafter Gestalt vor Augen. Die besten Witze gingen da in Rauch



Griechenmünze aus Sizilien

auf, und wenn ich meine nächsten Beruhigungsgründe hervorsuchte, so waren sie doch nur ein Wortgesäusel gegen die Qual in dem alten Antlitz; ja man durfte sich in acht nehmen, daß man nicht selbst in die alte Kinderfurcht verfiel, in die man sich doch eigentlich zurückversetzen mußte, um eine überzeugende Antwort zu finden. „Also aufs Arztgeschäft arbeitest hin?" rief der Bauer, – „schön, schön. Aber ihr Ärzte glaubts ja nicht, daß es was gibt, – wie, oder bist du ein anderer? Oh, es gibt was, es gibt was, es gibt was ..." Ich wollte mirs leicht machen und sprach von des Herrgotts unerschöpflicher Gnade und Güte; dergleichen aber hatte er wohl von seinem geistlichen Sohn bereits bis zum Überdruß gehört. „Warum nachher Heulen und Zähneknirschen?" schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, und sah durchs Fenster in den Himmel, wo jetzt vor greller Helle schwarze Flöckchen trieben. Voll Spannung sahen Mutter und Sohn zu mir herüber; sie hofften, daß ich was Kräftigeres wüßte, und mischten sich nicht ins Gespräch.
Ich nahm mich zusammen, und nun lohnte sichs, daß ich in diesem Jahr unglaublich viel gelesen hatte, Aufsätze in Zeitschriften, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche und von Zeit zu Zeit immer wieder einmal die Geschichte Jesu von Theodor Keim, die jahrelang unbeachtet unter Onkel Ottos Büchernachlaß in Kading gestanden hatte, ein schmaler, mit Stockflecken durchsetzter Band, aus dem die irdische Persönlichkeit des Heilands mit allen ihren menschlichen Bängnissen und Zweifeln so lebensklar hervorleuchtete wie aus keinem anderen Werk. Auch der Prometheus bot jetzt aus der Ferne seinen Beistand an, und fast mehr noch half mir die Mutter; denn sie, die selbst oft Schwermutszeiten überwinden mußte, fand stets einen tröstlichen Zuspruch für die Bedrücktheit fremder Seelen. So meldeten sich verschiedene Stimmen, um durch die meinige zu sprechen und den Leidenden wenigstens für eine kleine Weile zu beruhigen. Ich ließ Milde Milde sein und fragte ihn zunächst ganz trocken, ob er sichs vielleicht jemals verlangt habe, auf diese Welt zu kommen, oder ob er ohne seine Zustimmung geboren worden sei. Er verstand mich sofort; Gedankengänge dieser Art sind ja solchen Menschen vertraut. Grimmig lachend

schüttelte er den Kopf: „I hab mir wahrhaftig des Gspiel net eing'richt." – „Ich mir auch nicht", sagte ich. „Alle tappen wir ungefragt ins Leben herein, die einen mit einer guten Veranlagung, die anderen mit einer schlechten. Einer hat brave, wohlhäbige Eltern; der wächst auf in Zucht, geschützt vor Ungeziefer; sein Blick ist ihm nie durch Sorgen verstellt; er sieht seinen Stern und geht ihm nach. Die Eltern eines andern sind arme getretene Leute; der Vater zeugt ihm eine Wut ins Geblüte hinein, die reift mit ihm und führt ihm seine Hände, da müssen sie sündigen. Wie solls der Bursche anstellen, daß ihm nicht immer wieder Lumpereien durch seinen dummen Kopf gehen? Wie will er sich selber entkommen? Vielleicht entdecken wirs mit der Zeit, wie sein kranker Drang zu heilen wäre, und auf alle Fälle schützen wir uns vor ihm. Aber Gott, der allbedenkende Gott!"

In diesem Augenblick schob sich ein wahrhaft bezauberndes Kind zur Küchentüre herein. Es wurde vorgestellt als die Zenzi, die jüngste Enkelin; mit einer Hand hielt sie eine Schürze voll frischer Blätter, mit der andern ein schwarzes Kaninchen, das ihr den Kopf auf die Schulter legte. Grüßend setzte sie sich auf die Bank, nahm das Tier auf die Kniee und schob ihm ein Löwenzahnblatt zwischen die Lippen, die es gleich erfaßten und, unablässig mümmelnd, nach innen zogen, wie man einen Stoff in die Nähmaschine schiebt. Eigentlich glaubte man dieser Zenzi schon da und dort begegnet zu sein; sie wich wenig von einer gewissen blauäugigen und blonden Grundform ab, die den Wald in seinem bayerischen Teil beherrscht; doch wars, als wollte sich diese veredeln in ihr. Woher doch nahm die geplagte dumpfe Bauernwelt den Seelenstoff zu so feinen Zügen, zu dieser versonnenen Heiterkeit? Der verdüsterte Alte nur schien die Helle, die von dem Mädchen ausging, nicht zu spüren; vielleicht wollte er auch das kindliche Ohr vor unserem Gespräch bewahren; er schickte die Zenzi in die Küche zurück. Mich aber überkam nun erst ein wahrer Rederausch. Ja, Gott, ungefähr in diesem Sinne ging es weiter, der allbedenkende, allbewirkende Gott, der das Unendliche in sich einschließt, dieser größte Geist sollte zugleich der boshafteste sein? Ihm traut ihr zu, er habe nichts Geschei-

teres zu tun, als solch ein unglückliches Geschöpf in alle Ewigkeit zu schinden? Soll eine Hornis ewig dafür gequält werden, daß ihr für ihr kurzes Leben ein Stachel gewachsen ist? Und wie käme uns ein Bildhauer vor, der die Plastik, die er selbst verhauen hat, unaufhörlich prügeln wollte? Merkt ihr denn gar nicht, was für eine Gotteslästerung ihr begeht?

Der Theologe lächelte ein gemischtes Lächeln; meine Kraftphrasen gingen ihm vielleicht zu weit und auch nicht weit genug; doch konnten sie ihm schwerlich unwillkommen sein.

„Der is net dumm", sagte der Bauer und deutete auf mich, während er seinen Sohn triumphierend ansah; doch ließ ihn der Schwachsinn nicht los: „Aber die Todsünden? Und die himmelschreienden? Wie stehts damit?" Während er diese kitzlige Frage stellte, kehrte die Zenzi zurück, diesmal ohne Kaninchen, setzte sich wieder auf ihren Platz und wurde dort geduldet. Meine Sicherheit wuchs im Anhauch ihres Wesens, und bevor ich nur recht zum Nachdenken kam, sagte ich aufs Geratewohl, mit Bestimmtheit: „Solche Sünden begehen Sie nicht, Herr Danninger, und wenn Sie's täten, so wären sie ungültig." – Verwundert blickte der Bauer auf: „Ungültig, ungültig, – ja gibts denn so was?" – „Ja, völlig ungültig. Denn dann wärs ja ein Zeichen, daß Ihr Kopf nicht in Ordnung ist." Mit großen Schritten, erregt vor sich hinpfeifend, ging er auf und ab, indessen der Sohn eine kleine Einschränkung für nötig hielt und schüchtern erinnerte, für jede Sünde sei doch Bereuen gut, man könne damit nie zuviel tun. Ich sah zur Enkelin hinüber und mußte bemerken, daß meine Weisheit auf sie nicht so wirkte, wie ich mir einbildete; irgend etwas an meiner Sprechart schien sie sehr zu belustigen; sie kämpfte mit einem innerlichen Lachen, das sich schließlich nicht mehr verbergen ließ; so wartete sie nicht ab, bis man sie hinausbefahl, sondern ging von selber in die Küche zurück.

Der Alte aber blieb dicht vor mir stehen: „An Gott glaubst du also?" rief er und klopfte mir auf die Schulter. Ich meinte noch ein übriges tun zu müssen und verwies darauf, mehr den Schulfreund ansehend, man habe doch in den ersten christlichen Jahrhunderten die Furcht vor Höllenstrafen kaum gekannt, zu

tief sei man beglückt gewesen vom Licht der neuen Lehre, um irgendwelcher Ängstlichkeit anheimzufallen, jeder habe gewußt, er werde Ruhe finden für seine Seele, und wers nicht mehr wisse, der sei eben krank.

„Ja krank, da könntest recht haben." Der Alte erheiterte sich, und unsere weiteren Worte fielen wahrscheinlich schon unbemerkt in ihn hinein wie Sternschnuppen in Tageshelle. Er nahm eine leere Weizenähre vom Fensterbrett, gab sie mir in die Hand und ließ mich raten, wie viele Körner sie enthalten habe. Ich meinte vierzig; er sagte siebzig und weidete sich an meiner Verwunderung. Als die Bäuerin in die Küche ging, folgte er ihr; es gab ein gedämpftes Gespräch, dem zu entnehmen war, daß ich zum Übernachten eingeladen und am Abend mit einem gebratenen Huhn bewirtet werden sollte.

Bei diesem kleinen Festmahl saß die ganze Familie um den Tisch, auch Knecht und Mägde; doch nahm keines ein Stückchen von dem Gebratenen an; denn es war Freitag und nur für den Wanderer das kirchliche Fleischverbot aufgehoben. Zuletzt wurden viele Vaterunser gebetet, und fast schauerlich klang es, als am Ende der Bauer für sich allein mit lauter Stimme ein kurzes gereimtes Gebet an die heilige Barbara heruntersagte, das die Bitte um eine selige Sterbestunde aussprach.

Am nächsten Morgen erhob ich mich so früh wie die Dienstboten. Das Gewittrige des Vorabends war verschwunden; über dem Dreisesselgebirge stieg das Licht in einen klaren Tag hinauf. Mein Denken eilte mir weit voraus zu der überall genannten bäuerlichen Dichterin, der Drang zum Weiterwandern war unbezwinglich. Recht zweifelhaft schien mir mein gestriger Heilversuch, und was ich vorgebracht, nicht mehr ganz wahr. Begründen konnte ich mir diese Empfindung nicht; aber sie war wohl im Recht.

Spinozas Lehre, daß, wer Gott liebe, von ihm nicht Gegenliebe fordern dürfe, wird nur den allerwenigsten in Fleisch und Blut übergehen; fast alle Frommen meinen, Gott vermöge auf menschliche Weise den einzelnen zu lieben, und übersehen, daß er dann freilich ebenso fähig sein müßte, ihn zu hassen. Dies konnte die letzte Wahrheit nicht sein; aber wie stand es dann?

Indischen Weisen mag der Glaube genugtun, Tod und Geburt eines Menschen bedeute für Gott nicht mehr und nicht weniger, als wenn von den Trillionen Gewebszellen, die unsern Körper aufbauen, eine alte vergeht und eine neue nachwächst; aber was wäre dem tüchtigen, werkfreudigen Mann mit einer so durchgekochten Weisheit gedient? Was hatte etwa der alte verquälte Danninger davon, wenn man ihm Gott als das überlegenste Wesen hinstellte, dem es gar nicht der Mühe wert war, von den guten und schlechten Taten eines Waldbäuerleins Kenntnis zu nehmen? Der wirkende, kämpfende Mensch muß davon durchdrungen sein, daß sein inbrünstiger Anruf den Ewigen bewegen und zur Bundesgenossenschaft verpflichten könne, wohne er nun über Sternen oder in der eigenen Brust. Solche Fragen und Antworten gingen mir aber nur als dämmrige Halbgefühle durch den Sinn; sie durchzudenken und auszusprechen fehlte mir die Reife, und ich wünschte nur, sobald wie möglich aus der Nähe des Gepeinigten zu entkommen.

Am Brunnen mich waschend, sah ich mit Beschämung die Gedärme und blutnassen Federn des verspeisten Gockels um den Steintrog herumliegen; aber da kam die Zenzi und brachte ein frisches Handtuch. Sie sagte, der Großvater schlafe noch, zum ersten Male seit Wochen habe er die ganze Nacht ruhig im Bette gelegen, statt im Hause herumzugeistern, ich solle doch ja noch den Tag über bleiben. Mein Vorsatz war aber fest; ich begründete ihn, so gut es ging, lud mir den Rucksack auf, den ich auch während des Frühstücks nicht abnahm, und ließ mich weder von der Mutter noch vom Sohn zum Aufschub überreden.

Kaum eine Viertelstunde aber war ich in die Morgengegend hineingegangen, da hörte ich Hufschlag und lautes Rufen hinter mir. Auf mähnenflatterndem Schimmel jagte mir der geistliche Schulfreund nach, stieg ab und meldete, der Vater sei ganz guter Laune in die Stube heruntergekommen, nur habe er leider gestern ein paar Kleinigkeiten zu fragen vergessen, die ihm schon lange zu schaffen machten. Herzlich dankbar wäre er für eine kurze Auskunft, wie es denn mit unseres Herrgotts Allmacht eigentlich stünde, ob es nachgewiesen wäre, daß er stär-

ker sei als der Satan. Der junge Gottgelehrte lachte verzweifelt. „Was sagen wir ihm nur in drei Teufels Namen?“ fuhrs ihm heraus; aber schon, erschrocken über die Entgleisung, drückte er sich zwei Finger auf die Lippen. Dann bekannte er verdrießlich, es sei nicht das erste Mal, daß ihm diese spitzfindige Frage gestellt werde. An Gottes Liebe und Barmherzigkeit wolle der Alte gerne glauben; aber was helfe die, wenn schließlich der andere, der Schwarze, das letzte Wort habe.

Wir setzten uns auf einen Feldrain, zündeten Zigaretten an und beratschlagten. Die Vorstellung, Gott lasse den Teufel innerhalb gewisser Grenzen in der Welt gewähren, um sie in Gärung und Bewegung zu erhalten, ist jedem Faust-Leser geläufig; aber dieses Argument schien dem Schulgenossen unverwendbar. Nach manchem Hin und Her einigten wir uns auf eine Formel, die annehmlich klang. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr; sie lief darauf hinaus, daß der Höllenkönig über einen Menschen, der den Weg zu Gott gehen wolle, überhaupt keine Gewalt habe. Wenn er gar so mächtig wäre, so stünden ja längst weder Sonne noch Mond noch Sterne mehr am Himmel; denn nur durch göttliche Kraft und Liebe werde das Weltall bewahrt und ewig erneuert; der Böse könne nichts aufbauen und nichts zum Erblühen bringen, er habe nur die Zerstörung im Sinn, nicht nur die Zerstörung der Seelen, sondern der ganzen schönen Welt.

Ich äußerte Zweifel, ob solch ein Gedankengang dem Vater nicht zu schwierig wäre; aber der Sohn war zuversichtlicher geworden: „Der Alte muß was zu knabbern haben“, meinte er. Mittlerweile hatte der Schimmel Gras gerupft; nun biß er seinen Herrn sänftlich in den Arm, zur Heimkehr mahnend. Mich verfolgte ein Gedanke, der sich schon am Anfang gemeldet hatte; es war nur nicht ganz leicht, ihn taktvoll vorzubringen. Schließlich fragte ich geradezu, wie es denn sonst bestellt wäre mit dem Herrn Vater, ob er vielleicht allerhand auf dem Gewissen habe. Der geistliche Sohn nahm das nicht übel, versicherte aber, der Vater sei stets ein rechtlicher Mensch, freilich auch ein Tüftler und Sinnierer gewesen. „Ja wenn er ein Lump wär, täten wir uns leichter“, setzte er hinzu und hatte

recht. Abermals wurde er nachdenklich, und während er schon den Schimmel bestieg, rief er noch einmal meinen Scharfsinn an: „So einen kurzen kräftigen Satz wenn du noch wüßtest! Er dürfte auch dunkel klingen, meinethalben sogar mit einem Fremdwörterl darin. Er ist da so eigen; was er durch und durch verstehen kann, das hilft ihm nicht lang.“ Beim Anhören dieser Worte wars, als lächelte mir der alte pensionierte Lehrer vom botanischen Garten, der so sehr seinem Karma vertraute, lustig zu; ein jäher Übermut gab mir die rechte Antwort ein: „Grüß den Vater schön! Sag ihm, ich hab seine Hände genau betrachtet und gleich gesehen, daß er ein gutes Karma hat. Es kann ihm nichts fehlen, weder in dieser Welt noch in der andern. Er darf sich in alle Ewigkeit getrost auf sein Karma verlassen.“ – „Karma, Karma,“ wiederholte der Theologe, „davon höre ich zum ersten Mal.“

„Es ist was Indisches“, wollte ich noch erklären; aber schon war keiner von uns mehr fähig, ernst zu bleiben; wir lachten laut hinaus, verließen das Thema und sprachen dann noch eine Weile von anderen Sachen. Der Jugend wird es niemand verargen, wenn sie sich über Verdüsterungen der Väter belustigt; sie weiß nur nicht, welchen Blindheiten sie möglicherweise selbst entgegengeht.

Noch in der nämlichen Stunde sollte ich eine Probe davon liefern. Wir drückten uns abermals die Hände; der Schimmel trug den Freund galoppierend heimwärts, ich aber trabte Waldkirchen zu in den erglühenden Tag hinein.

Zwischen hohen Ginstersträuchen, die Schatten verhießen, hielt ich bald eine kurze Rast und freute mich stärker des Ziels. Ein deutliches leises Geräusch fiel mir auf, das ich irgendwelchen Insekten zuschrieb. Es verschärfte sich aber; ein unablässiges feines Knallen, Knistern und Knipsen war um mich herum, als ob Elfchenheere aus unsichtbaren winzigen Geschützen aufeinander feuerten, und manchmal fühlte ich mich selbst am Ohr und im Nacken getroffen. Jetzt war es klar, daß das Gesprühe vom Ginster ausging. Längst abgeblüht, strotzte dieser von schwarzen Schoten, die nun, unter dem Sonnenprall, nach und nach aufsprangen und ihren Samenüberfluß weithin verschnell-

ten. An dieser Stelle sah ich zum letzten Mal das einsame Gehöft. Umschattet von seinen Bäumen, von Blumen umschmiegt, von treuem Fleiß umhegt, stand es auf seiner Anhöhe, wie tausend andere stehen. Unvergeßlich konnte es nur werden, weil dort ein Mensch in Höllenflammen duldete, die vermutlich erst in dem gefürchteten Grab erloschen sind. Beim Weiterwandern stieg es mir doch in den Kopf, daß mich der junge Danninger für einen bedeutenden Seelenarzt hielt; ich empfand bei jedem Schritt mehr Hochachtung vor mir. Als aber nun die Gelegenheit kam, wahrhaft menschliche Einsicht zu bewähren, da entsprach den weisen Reden des Vortags kein weises Handeln, und der Teufel, über den ich den selbstquälerischen Bauern so salbungsvoll zu beruhigen wußte, sprang unversehens aus mir selber heraus.

Von einem Seitenpfade her stieß ein alter Landstreicher zu mir, und ehe ich ihn nur recht zu Gesicht bekam, nahm ichs ihm schon übel, daß er befehlerisch rief, ich solle warten. „Bist auch auf der Walz? Gehn mir miteinander!" sagte er dann und wollte auch gleich mein Wanderziel wissen, da wuchs mein Widerstand. „Ich geh der Nase nach", erwiderte ich gereizt, konnte ihn aber dadurch nicht vertreiben. „Das tu ich auch", sagte er lachend und fragte, ob ich keine übrige Zigarre hätte. – Rauchwaren anzubieten, ja aufzudrängen, war ich sonst stets bereit; jetzt aber unterschlug ich dem armen Kerl die würzigen Stumpen, die noch im Rucksack lagen, und ließ merken, daß ich ihn los haben wollte. Er bewahrte seine Ruhe, gestand mir aber offen, daß er mich überschätzt habe. „Wenn einer so großartig dahinstürmt, als könnt man mit ihm Pferde stehlen gehen, dann denkt man, der hat Kameradschaft im Leib. Aber man trägt keine Röllchen, und da ist man für den feinen Herrn halt nur ein Prolet." Er spielte damit auf eine Mode an, die wir heute lächerlich finden; es gehörte damals zum Anzug, daß man, um ein immer frisches Hemd vorzutäuschen, kurze Röhren aus hart gestärkter Leinwand um die Handgelenke trug. Dies war einmal eingeführt; sogar die Herren Professoren Rückert und Mollier pflegten, wenn sie zur Übung an die Leiche traten, erst ihre Hände aus jenen Manschetten genannten Gebilden zu

zwängen und diese behutsam beiseite zu stellen. Ich beschleunigte meinen Gang und hoffte, der lästige Begleiter werde zurückbleiben müssen; er hielt jedoch rüstig Schritt und erging sich in dunklen Weissagungen, die nicht gerade mir, aber dem Bürgertum schlechthin galten. Für mich hatte das Wort Bürger noch den ehernen Klang des civis romanus; er aber gebrauchte es als Schimpfnamen und prophezeite dieser ganzen Menschengattung den Untergang. „Ich seh finster", mit diesen drei Wörtchen schloß er jeden Satz. Leider ließ mich in jenen Minuten der Humor im Stich, der beste Schutz gegen Zudringlichkeit; auch entging mir ganz, wie lohnend es doch gewesen wäre, in das Leben des verbitterten Mannes etwas tiefer hineinzuschauen; ich fand nicht zu mir selber und ließ das Böse reifen. Langsam gehend betrachtete ich ihn mit Sorgenmiene und sagte dann, ich wüßte wohl die richtigen Antworten, wolle ihn aber nicht erzürnen; wer ein wenig Erfahrung habe, sehe ja von weitem, daß er an übermäßig hohem Blutdruck leide, da könnte jede große Aufregung einen Schlaganfall hervorrufen, das wäre unverantwortlich. Er lachte laut und schwur, er sei ein Eiserner und nehme es heute noch mit einem Dutzend solcher Kletzen auf, wie ich eine sei; aber das Geprahle half ihm nicht lang, mein Gift war eingedrungen, die Wangen unter den wäßrigen Falten der Augenlider wurden schlaff und gelb; er verstummte nach und nach. Auf einmal blieb er zurück und überließ mich einem heftigen Kampf der Gefühle. Noch wollte ich gleichmütig weitergehen und hielt mir bekannte Nietzscheworte vor, die das Mitleid als verwerflich erklären; doch regte sich schon eine stille Einsicht, wie sehr es dem Sinne dieser Wanderung widersprach, wenn ich sie mit Feindschaft belud. Ich wandte mich um, da saß er am Feldrain, der Arme, das Gesicht in die Hände gedrückt. Und nun gewann er von Sekunde zu Sekunde an Wirklichkeit, während ich selbst mir schemenhaft wurde. Ich sah ihn nun erst, das wirre graue Haar, den müden Rücken. Am obersten Knopf seines Röckchens hing ein kurzes Lederband, das nach unten in eine blecherne Klammer auslief, und diese trug seinen alten Hut; er hielt das wohl für feiner, als wenn er ihn aufgesetzt hätte.

Ihn zu versöhnen, war nicht ganz leicht. Ich ließ mich neben ihm nieder und fragte vorwurfsvoll, ob er denn meine Tratzerei wirklich ernst genommen habe; jeder nicht Stockblinde müsse doch den Typ des langlebigen Menschen in ihm erkennen. Er verharrte in seiner gebrochenen Haltung und antwortete nicht. „Es läßt mir keine Ruhe," fuhr ich fort, „ich muß noch einmal den Rucksack durchsuchen, vielleicht finden sich doch noch ein paar gute Zigarren darin; die wollen wir aber mit Andacht rauchen!" Auch diese Aussicht stimmte ihn nicht sogleich um. Die braunen Stumpen lagen schon eine Weile auf seinem Knie, als er endlich die Hände vom Gesicht nahm. – „Ich war zu Großem berufen", sagte er düster, in tadellosem Schriftdeutsch, ohne mich anzusehen, und, nach einer Pause, mit erhobener Stimme: „Ein König hat mich mit Gold beschenkt!" Über einer solchen Aufschneiderei wollte mich schon wieder der Zorn anpacken; doch siehe, er hatte nicht gelogen, und nun sollte mich schon wieder der Schatten des unseligen Ludwig streifen, von dem erst neulich im Elternhaus die Rede gewesen. Die Heimat des alten Handwerksburschen war Leoni am Starnberger See, und als einstmals der König, aus dem Gebirg zurückkehrend, spät an einem Samstagabend in Schloß Berg eintraf und sich zur Sonntagsfrühmesse anmeldete, da hatte er sein schönes, kostbar verziertes Gebetbuch in Seeshaupt zurückgelassen. Es gab noch keinen Fernsprecher und kein Fahrrad; Joachim aber, so hieß mein Wandergeselle, der damals ein junger Bursche war, erbot sich, den See nachts zu umreiten und das Missale zu holen. Am Morgen lag es in der Schloßkapelle auf dem Betstuhl des Königs; dieser fragte nach dem Überbringer und belohnte ihn mit einem Zehnmarkstück.

Einem solchen Bericht konnte man die Anerkennung nicht verweigern. Was die Mutter erzählte, hatte sie nur von andern erfahren oder in der Zeitung gelesen. Der Fremde aber, mochte er sein, wer er wollte, hatte den seltsamen König mit Augen gesehen und ihm einen Dienst erwiesen, o gewiß hatte er noch jene gewitterhafte Verdichtung irdischer Atmosphäre gespürt, die sich um Herrschende sammelt. Könige einer harten Zeit, wie sie Shakespeare zur Erscheinung bringt, sie leben stets in einer

Hochspannung von Macht und Gefahr; daher sind ihre Nächsten immer nur der höchsten Huld gewärtig oder der Vernichtung. „Im Zirkel, der eines Königs sterblich Haupt umgibt, hält seinen Hof der Tod‘, hören wir Richard den Zweiten sagen, dem seine Krone entgleitet. Ludwig aber hatte, fast noch ein Kind, den Thron seines kleinen Landes in einer Epoche jäher Übergänge bestiegen. Seinem hohen Willen nach noch König eines heldischen Jahrhunderts, geriet er mitten in eine verbürgerlichte, von der Nützlichkeit bestimmte Welt hinein, die ihn zwar ärgern und anwidern, aber sein Leben so wenig bedrohen konnte wie er das ihre. Kleine Aufgaben mußte er verachten; vor gefährlich große sah er sich nicht gestellt, wäre ihnen wohl auch nicht gewachsen gewesen. Unausgleichbar war der Zwiespalt zwischen unwillkommener Gegenwart und feierlich königlichem Traum. Der überstolzen Seele blieb nur der Weg in prunkverbrämte Einsamkeit, die ihn langsam aus dem Leben hinauslockte ins ewig Freie. Solche Könige sind keine Führer; das Volk aber erliegt dem Zauber der edlen, herrlich leidenden Gestalt und nimmt sie in seine Träume auf.

Ja, es lag jetzt ein Glanz auf dem grauen Landstreicher, und gern hätte auch ich mich ein wenig fürstlich gegen ihn bewährt. Im Geist überschlug ich meine bescheidene Barschaft und mußte erkennen, daß eine halbe Mark das allerhöchste war, was ich ihm bieten konnte. „Geld ist Dreck“, sagte er, bespuckte die Münze abergläubisch dreimal, damit sie weitere Tageseinnahmen nach sich zöge, und steckte sie ein. Ich hoffte, er werde noch manches erzählen; jetzt aber war er es, der meine Gesellschaft entbehren konnte. Bis zum nächsten Wirtshaus gingen wir noch zusammen; dort hielt er nach dem Schrecken, den ich ihm eingejagt, eine Stärkung für notwendig und ließ mich in Frieden weiterziehen.

Staubschleier dämpften die grünen Gegenden, durch welche die heiße Vormittagswanderung weiterging; der Mund wurde trocken, und hochwillkommen war eine unverhoffte Stätte der Erquickung, ein verlassener Steinbruch. An einem Höhenzuge, nicht weit von dem Dörfchen Prag, tat er sich auf; doch konnte man ihn leicht übersehen; denn eine hopfendurchflochtene Hecke

verbarg und verwehrte den Zugang. Ich bemerkte gerade noch die steilen, ganz ebenen Gneisflächen, deren Zeichnung stellenweise an Vogelgefieder erinnerte. Ein Humusfell hing von oben darüber her; noch grünten Bäumchen und Sträucher darauf, alle leider dem Untergang geweiht; nackt standen die Wurzeln ins Leere. Durch die Hecke fand sich ein Schlupf, und hinter ihr war nun der laubverkleidete Boden bis ins Gestein hinan rot übertüpfelt von Erdbeeren, deren Reife hier erst im Spätsommer eintritt, während sie drunten an der Donau schon im Juli zu Ende geht.

Aus einem werdenden Buch

*

Johann Peter Hebel / Das Spinnlein

Nai, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, mainsch, chasch's au n eso?
De wirsch mer's, trau i, bliibe loo.
Es macht's so subtil un so nett;
i wott nit, aß i's z'hasple hätt.

Wo het's die fiini Riiste gnoo,
by wellem Maister hechle loo?
Mainsch, wemme's wüßt, wohl menggi Frau,
si wär so gscheit un holti au!
Jetz lueg me, wie's sy Füeßli setzt
un d'Ärmel streift un d'Finger netzt!

Es zieht e lange Faden uus:
es spinnt e Bruck ans Nochbers Huus;
es baut e Landstrooß in der Luft;
morn hangt si scho voll Morgeduft;
es baut e Fueßweg nebedra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt un wandlet uf un ab,
potz tausig, im Galopp un Trab! –
Jetz goht's ringum, was hesch, was gisch!
Sihsch, wie ne Ringli worden isch?
Jetz schießt's die zarte Fäden ii;
wird's öbbe solle gewobe sii?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es waiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger zruck, i sih's em a,
's mueß näumis Rechts vergesse ha.
‚Zwor', denkt es, ‚sell pressiert jo nit;
i halt mi nummen uf dermit.'

Es spinnt un webt un het kai Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.
Un 's Pfarers Christof het no gsait,
's seig jede Fade zemmeglait.
Es mueß ain gueti Auge ha,
wer's zählen un erchenne cha.

Jetz putzt es syni Händli ab;
es stoht un haut der Faden ab.
Jetz sitzt es in sy Summerhuus
un luegt die lange Strooßen uus.
Es sait: ‚Me baut si halber z'tot,
doch freut's ain au, wenn 's Hüüsli stoht.'

In freie Lüfte wogt un schwankt's,
un an der liebe Sunne hangt's;
si schiint em frei dur d'Bainli dur,
un 's isch em wohl. In Feld un Flur
siht 's Mückli tanze jung un faiß;
's denkt by n em selber: ‚Hätt i ais!'

O Tierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlai un doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?

Denkwohl, der, wo n is alli nährt,
mit milde Händen alle gitt.
Bis z'friden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege; nai, wie dumm!
Si rennt em schier gar 's Hüüsli um.
Si schreit un winslet Weh un Ach.
Du arme Chetzer hesch dy Sach!
Hesch kaini Auge by der gha?
Was göhn di üüsi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkt's enandernoo:
es zuckt un springt un het si scho.
Es denkt: „I ha viil Arbet gha;
jetz mueß i au ne Brotis ha!"
I sag's jo: der, wo alle gitt,
wenn's Zyt isch, er vergißt ain nit.

Aus den ‚Allemannischen Gedichten'
(Insel-Bücherei)

*

Felix Timmermans / Der Marquis und der Ungar

An einem Sonntag im Jahre 1789 in Mecheln, als das Hochamt in der Sankt Rombauts-Kirche zu Ende war, schlenderten die Leute, vom schönen Wetter verlockt, länger als gewöhnlich auf dem großen Marktplatz umher oder saßen gemütlich vor den Kneipen beisammen.

Ein Major des österreichisch-ungarischen Heeres, ein grauer Marquis aus Wien, ein unscheinbares kleines Männlein, saß mit einigen Freunden auf dem Balkon seines Hauses bei einem Glas Rheinwein.

Sie verfolgten gerade mit den Augen ein Fräulein, auf das der Marquis sie aufmerksam gemacht hatte, das mit einem großen Rosenhut, mit vielen Spitzen und Bändern geschmückt, stolz durch die Menge spazierte. Der Marquis hatte sie seinen

Freunden gegenüber für seine Nichte Alice ausgegeben. Aber sie wußten Bescheid. Sie war eine kleine Tänzerin aus Brüssel, für die er in Mecheln ein paar Zimmer gemietet hatte. Sie zwinkerte schelmisch ihrem sogenannten Onkel zu. Plötzlich blieb sie stehen, wagte sich keinen Schritt weiter, schlug die Hände vor die Brust und blickte verzweifelt und hilflos auf den Saum ihres Kleides, auf zwei schwarze Bänder, die hinterherschleiften.

„Sie wird krank", rief der Marquis mit piepsender Stimme.

„Sie ist nicht krank, Monseigneur," sagte ein junger Offizier, „ihr Strumpf ist gerutscht."

„Was kann man da machen? Wie könnte man ihr helfen? Was für eine scheußliche Lage für das Kind! Seht, die Leute lachen schon." Er kratzte sich an seiner seidenen Perücke. Die Leute lachten, vor allem die Patrioten, die wußten, daß sie eine ‚Feige' war, eine Kaisertreue.

Der Marquis fluchte wie ein Fuhrknecht, was man von einem so zarten Männlein nicht erwartet hätte. Sie hierherein zu rufen, ging natürlich nicht, denn die Frau Marquise wußte nichts von einer Nichte.

„Geht, helft ihr, bringt sie in eine Gastwirtschaft, schnell. Es gehört sich nicht, daß ein Fräulein allein eine Gastwirtschaft betritt."

Damals war das noch nicht Mode.

Ein paar junge Offiziere sprangen auf und liefen schnell zur Tür, aber es war nicht mehr nötig.

Zwei Husaren gingen gerade an dem Nichtchen vorbei. Einer von ihnen war Stefan Hernad, der Ungar. Er bemerkte ihre schwierige Lage, grüßte, kniete nieder, hob ihr Kleid hoch und band geschickt, als hätte er das schon öfter getan, mit den beiden Bändern kreuzweise den weißen gerutschten Strumpf wieder fest. Sie reichte ihm die Rose, eine dunkelrote Rose, die an ihrer Spitzenbluse steckte. Sie sagte ihm ein paar freundliche Worte, lachte dann herausfordernd ihren Onkel an und zeigte ihm flüchtig ihr spitzes Zünglein.

Nun aber geriet der Herr Marquis zur Belustigung seiner Freunde in eine heftige Wut. „Dieser wilde Ungar, dieser Zi-



geunerbursche, das ist so richtig etwas für ihn. Er wagt es, den Strumpf meiner lieben Nichte aufzubinden, öffentlich, unter meinen Augen, unter Ihren Augen! Wenn er glaubt, sie verführen zu können, dann hat er sich sehr geirrt. Und die Rose soll er mir auch zurückgeben. Selbst wenn ich dafür die ganze Stadt Mecheln unter Feuer nehmen müßte. Ich habe die Rosen nicht etwa aus Brüssel kommen lassen, um den ersten besten Schornsteinfeger damit zu schmücken."

Er hätte gewiß noch weiter getobt, aber da kam die Frau Marquise mit ihren drei Töchtern herein, und er begann sofort zu erzählen, von irgendeinem Feldzug, den er mitgemacht hatte. Da gerade von Rosen die Rede war, knüpfte er daran an und rief: „Dieser Italiener hatte weiße Rosen auf seinem Hut. ‚Ich mache rote Rosen daraus,' schrie ich ihm zu, ‚und ich spaltete ihm den Schädel.'" Die Frau Marquise zwinkerte seinen Freunden zu.

Als am nächsten Tag die Reitertruppe von den Morgenübungen zur Stadt zurückkehrte, ritt der Marquis neben Stefan. Natürlich sprachen sie über den gerutschten Strumpf.

„Auf alle Fälle," sagte der Marquis, „es war sehr freundlich von dir und für meine kleine Nichte gewiß ein Glück, aber . . ."

„Das Glück ist ganz auf meiner Seite, Monseigneur. Man hat nur selten eine solche Gelegenheit, ein schönes Frauenbein zu sehen . . ."

„Und was hat sie gesagt?"

„‚Bis mir der andere Strumpf rutscht.'"

Der Marquis wurde grün vor Neid, aber mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt fragte er: „Und die Rose?"

„Ein Blatt habe ich in einem Gedichtband aufgehoben, denn ich bin ein leidenschaftlicher Sammler von Erinnerungen, und den Rest für zwei Küsse an eine Fleischerstochter verkauft. Rosen soll man nicht billig abgeben, Monseigneur."

„So, so. Du wirst es noch weit bringen. Du bist jung und tapfer . . . aber du solltest vorsichtig sein."

„Monseigneur meint wohl, ich solle keinen gerutschten Strumpf mehr festbinden, keine Rosen mehr annehmen? Nein, dann

bleibe ich noch lieber ein gewöhnlicher Soldat mit einem Liebchen an jedem Finger."
Wo blieb nun die Beschießung der Stadt wegen dieser kostbaren Rose?
Der Marquis war innerlich wütend, konnte jedoch seinem Ärger nicht Luft machen, denn trotz seiner Macht, seinem Rang und seinem Reichtum fühlte er sich lächerlich, schwach und eifersüchtig auf die Freimütigkeit dieses tollen Ungarn, der mit dem Leben, mit Liebe und Tod spielte. Der Marquis dachte: morgen liegt Alice vielleicht schon in Stefans raschen Armen. Übermorgen vielleicht eine meiner Töchter, solche Naturen wagen und erobern alles und lassen alles zerstört und zerbrochen hinter sich liegen. ‚Solche Augen! Welche Frau könnte ihnen widerstehen?' dachte der Marquis.
„Vorsicht, Monseigneur," meinte Stefan, „das kennen wir nicht. Ich werde Euch etwas erzählen. Mein Geschlecht war reich, nicht an Titeln, Geld oder anderem Besitz, den man am nächsten Tage verlieren kann, sondern reich an seinem Blut. Einer meiner fernen Ahnen hatte einmal einer reichen Frau, die sehr gelehrt war und die Geheimnisse der Natur kannte, einen großen Dienst erwiesen. Um ihn zu belohnen, nahm sie einen Tropfen Feuer von der aufgehenden Sonne auf die Spitze einer Nadel und stach ihm damit in eine Ader. Dieser Tropfen Sonne sitzt nun in unserem Blut. Er ist unser Reichtum, er glüht in unserem Herzen. Sobald er jedoch wieder wach und lebendig wird, wirkt er Wunder. Dann fürchten wir weder Tod noch Teufel."
„Ein Mensch soll sich beherrschen und sich nicht von Märchen leiten lassen", sagte der Marquis ein wenig giftig.
„Wir werden beherrscht. Ich weiß nicht, wohin mich Gott führt, wohl aber weiß ich, daß er mich führt. Und dieser Tropfen Sonne unserer Natur wird ihm dabei helfen."
„Nicht philosophieren", sagte der Marquis lächelnd, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung bekam. Er wagte nicht, böse zu sein, denn er fürchtete, daß er neben diesem jugendlichen Eroberer nur eine traurige Figur abgeben könnte. So wollte er sich auf seine angeborene Schlauheit verlassen. Er wußte nur

das eine, daß er so schnell wie möglich versuchen mußte, diesen verteufelten Ungarn los zu werden. „Du hast dich schließlich sehr liebenswürdig benommen," sagte er hämisch, „ich danke dir. Du wirst von mir hören."
Der Marquis ritt wieder nach vorn. Tatsächlich hörte Stefan von ihm. Vierzehn Tage später wurde er befördert zum Kapitän der Garnison in Nivesdonck, einem stillen befestigten Städtchen mit vielen Brauereien, irgendwo an der Nethe.
Und von dem Marquis erhielt er außerdem noch eine schöne Porzellanpfeife. Stefan hatte kaum sein „Vielen Dank, Monseigneur" über die Lippen gebracht, da fiel sie, natürlich versehentlich, zu Boden und zerbrach.

Aus dem werdenden Buch ‚Familienchronik'

*

Benno Papentrigk / Moselfahrt

Es nahet sich der Morgen sacht,
Vergessen sei, was Sorgen macht,
Die Bücher laßt und andern Wahn,
Nun hebet sich das Wandern an!

Die Sonne treibt im Dämmerlicht
Die weißen Wolkenlämmer dicht,
Und weiter es und weiter hellt, –
Wie bist du reich und heiter, Welt!
Kaum daß das Auge, traumerregt,
Den sommergrünen Raum erträgt.
Es grüßt der weite, ebne Gau,
Die goldne, gottgegebne Au.

Da steigt, an einem Wiesenrand,
Empor die erste Riesenwand;
Verfallner Schlösser Mauern trist
Der späte Blick mit Trauern mißt.

Manch Fräulein, um den Ritter bang,
Die Hände droben bitter rang;
Sie winkte von den Zinnen hoch
Ihm nach, wenn er von hinnen zog.
Im Tal die Mosel flimmernd schießt,
Sie kräuselt ihre Wellen heiter
Und eilet froh im Hellen weiter,
Bis in den Rhein sie schimmernd fließt.

Und Reben rechts und Reben links, –
Es ist das grünste Leben rings.
Am Stock die Beeren prunken trächtig,
Sie glühn, vom Feuer trunken, prächtig, –
Sankt Kilian, schür den Sonnenbrand,
Verwandl' in einen Bronnen Sand!
O wirf auf Laus und Wurm den Stein,
Bewahr vor Frost und Sturm den Wein,
Bis Traube man an Traube legt,
Die er in seinem Laube trägt,
Und fröhlich durch die Gasse fährt
Den Most, der bald im Fasse gärt.
O Heilger, denken wolln wir dein
Beim Winzerfest, das wir dir weihn!

Sieh da, sieh hier der Weine Ort!
Sprichst du es aus, das eine Wort:
Der Name schon, so wunderrein,
Dir mundet wie ein runder Wein!
Ein Schild verrät die Schenken bald,
Drin Lachen von den Bänken schallt;
Hier kehret gern der Wandrer ein,
Uns aber lockt ein andrer Wein, –
Schon sehn wir ferne winken Trier,
Dort rasten und dort trinken wir.
Es soll der Mosel Sonnenwein
Uns Inbegriff der Wonnen sein!

Aus ‚Benno Papentrigk's Schüttelreimen'



Jede junge Zeit, wenn sie geboren wird, findet ihre Wiege mit den Gaben umstellt, die die Weisen aus dem Morgen und dem Mittag und dem Abendlande ihr gebracht; der Lebensgeist, der nur im Besten kräftig wohnt, bewahrt auch eben das Beste nur vor dem Verderben, wie nur geistreicher Wein den Wechsel der Jahre überdauert; und so gewinnt die Kunst und jedes menschliche Bemühen festen Besitz, und die Erde gewinnt ein Leben und in ihm eine Geschichte und ein Gedächtnis der Vergangenheit. So muß das Schlechte, nachdem es abermals und unzählige Male wiedergekehrt, doch endlich sterben; denn der Teufel ist nicht unsterblich, wohl aber Gott in uns, und wie unser bestes innerstes Wesen unvergänglich ist, so ist auch, was der Genius in diesem Heiligtum gebildet, unverwüstlich, und auch nicht die Gedanken sterben, wenn einmal echtes gesundes Leben in ihnen lebte. Viele Zeiten sind vor uns gewesen, um zwei Zeichen hat die Geschichte den Tierkreis zurückweichen sehen in langsam zögernder Bewegung, und auf die vierte Morgenstunde deutet der Zeiger an der großen Sternenuhr, der in einem Menschenalter nur um zwei Minuten rückt. Wie der Tau fallend sich in die Berge zieht und dort zum Strom zusammenrinnt, und wie die Ströme dann wieder als Tau auf in Lüfte steigen, so sind die Generationen vor uns ins Grab hinabgestiegen und verjüngt wieder aus den Gräbern auferstanden; aber ehe sie der Verwandlung sich hingegeben, ehe sie die Grabeslampe gezündet, haben sie dem Erze, dem Steine und dem Buchstaben anvertraut, was sie gelebt, gebildet, errungen und erfahren; eine dunkle Ahndung ergreift uns mit wunderbarer Gewalt, wenn wir den geheimen Sinn zu entziffern uns bestreben: es ist, als ob unsere Erinnerung ihre Mutter gefunden hätte; es ist, als ob die Sterne wieder uns erschienen, die in der Dunkelheit geleuchtet, als unsere Kindheit aus der Nacht hervorgegangen war; wir haben den Geist in uns gesogen, so will es im innersten Gemüt uns dünken, der jene Züge formte, wir selber haben sie uns selber zum Andenken in den Stein gegründet, es ist unsere eigene dunkele, verschleierte Vergangenheit, die uns

begrüßt; die Aurora des jungen Tages sieht die Abendröte des vergangenen noch am westlichen Himmel stehen. Das ist der wundersame Zauber, den das Alte übt, tiefer noch als das Andenken unserer Kindheit regt es uns; wie die ferne Zukunft im Schoße des Weibes dunkel sich und schweigend regt, so liegt auch die Ahndung der Vergangenheit wie ein verborgener Keim in uns, den die Geschichte erst befruchten muß, und das alte Leben durchbricht in ihr des Grabes Schranken und erscheint wie ein abgeschiedner Geist dem neuen Leben, und das alte Leben ist ein Schatten nur, der unten im Hades wohnt, die Seele aber wohnt oben in der Gegenwart und kämpft rasch und tätig fort. Alle aber drängt die innere bildende Kraft sie weiter, oben in der Blüte wohnt ewig neu die Jugend, unten aber an der Wurzel arbeiten stumm und still die unterirdischen Naturen, und das Alter ziehen sie zu sich nieder und zerreiben zu neuem Lebenssafte, was sich selber nicht mehr erhalten mag. Darin liegt der Grund der religiösen Gefühle, die das Altertum in uns erweckt; auf dem Grabeshügel der Vergangenheit werden wir geboren; wie eine Feuerflamme ist das Leben durch die Erde durchgeschlagen, aber die Tiefe nur gibt der Flamme Nahrung, und unten wohnt in dunkler Höhle die Sibylle und hütet die Mumien, die zur Ruhe gegangen sind, und sendet die andern hinauf, die aufs neue in des Lebens Kreise treten, und läutet die Totenglocke, die dumpf aus der Tiefe den Geschlechtern ruft, die niedersteigen sollen in das nächtlich dunkle Reich.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung‘

*

Jakob Böhme / Aus seinen Schriften

In Gottes Geheimnis hats keine Doktores, sondern nur Schüler.

Vierzig Fragen von der Seele

Ich trage in meinem Wissen nicht erst Buchstaben zusammen aus vielen Büchern; sondern ich habe den Buchstaben in mir: liegt doch Himmel und Erde mit allem Wesen, dazu Gott selber,

im Menschen. Soll er denn in dem Buche nicht dürfen lesen, das er selber ist?

Wenn ich gleich kein ander Buch hätte als nur mein Buch, das ich selber bin, so hab ich Bücher genug; liegt doch die ganze Bibel in mir. So ich Christi Geist habe, was darf ich denn mehr Bücher? Soll ich wider das zanken, das außer mir ist, ehe ich lerne kennen, was in mir ist? So ich mich selber lese, so lese ich in Gottes Buch, und ihr, meine Brüder, seid alle meine Buchstaben, die ich in mir lese; denn mein Gemüt und Wille findet euch in mir. Ich wünsche von Herzen, daß ihr mich auch findet... Aber ihr seid trunken und gehet irre und suchet den Schlüssel zum Buch und zanket um den Schlüssel. Ein jeder spricht: ich habe den Schlüssel; und keiner will sein eigen Lebensbuch aufschließen. Es hätte ein jeder den Schlüssel zu Gott in sich, suchte er ihn nur am rechten Orte. Aber ihr wollet lieber zanken, als daß ihr den Schlüssel in euch suchet; darum seid ihr blind alle, die ihr zanket; ihr gehet nur als vor einem Spiegel suchen. Warum gehet ihr nicht ins Zentrum? Mit solchem Suchen findet ihr den Schlüssel nicht, seid gleich gelehrt, als ihr wollet: es hilft nichts.

Zweite Schutzschrift wider Balthasar Tilke

Es ist alles magisch; was der Wille eines Dinges will, das empfähet er: eine Kröte nimmt nur Gift an sich, wenn sie gleich in der besten Apotheke säße, desgleichen auch eine Schlange; ein jedes Ding nimmt nur seiner Eigenschaft in sich: und obs guter Eigenschaft Wesen äße, so machets doch alles in sich zu seiner Eigenschaft. Obgleich eine Kröte Honig fräße, wird es doch in ihr zu Gift. Wie denn der Teufel ein Engel war; als er aber nichts Gutes wollte, so ward ihm sein himmlisch Wesen doch zum Höllengift und blieb sein böser Wille einmal böse wie das andre.

Also ist uns hoch zu betrachten unser Leben, was wir wollen tun und fürhaben; wir haben Böses und Gutes in uns: in welchem wir unsern Willen schöpfen, dessen Essenz wird in uns rege; und solche Eigenschaft ziehen wir auch von außen in uns. Wir haben beide Mysteria, Göttlich und Teuflisch, in uns, von

beiden ewigen Welten und auch der äußern Welt; was wir aus uns machen, das sind wir; was wir in uns erwecken, das ist in uns rege. Führen wir uns zum Guten, so hilft uns Gottes Geist; führen wir uns aber zum Bösen, so hilft uns Gottes Grimm und Zorn. Was wir wollen, dessen Eigenschaft kriegen wir einen Führer und dahinein führen wir uns. Ists doch nicht der Gottheit Wille, daß wir verderben, sondern seines Zorns und unser eigen Wille.

Also verstehen wir, wie ein Leben verderbe, wie aus Gutem ein Böses werde und aus Bösem ein Gutes, wenn sich der Wille umwendet.

Von sechs theosophischen Punkten

Es wird alles von dieser Welt vergehen. Die Erde wird verschmelzen, alle Felsen und Elementa, und wird nur das bleiben, das Gott haben wollte, um welches willen er diese Welt hat geschaffen.

Vierzig Fragen von der Seele

Dieser Welt Wesen stehet im Bösen und Guten, und mag eines ohne das andere nicht sein; aber das ist das große Übel dieser Welt, daß das Böse das Gute überwiegt, daß der Zorn stärker darinnen ist als die Liebe: und solches aus Ursachen der Sünde des Teufels und der Menschen, welche die Natur durch die falsche Begierde erreget haben, daß sie mächtig im Grimme qualifiziert als ein Gift im Leibe.

Sonsten, so die Natur in ihren Gestälten, in gleichem Gewichte, in der Eigenschaft stünde in gleicher Konkordanz, so wäre eine Eigenschaft vor der andern nicht offenbar; es wäre Hitze und Kälte in gleichem Gewichte in der Qualifizierung, so wäre das Paradeis noch auf Erden; und obs nicht außer dem Menschen wäre, so wäre es aber im Menschen. So seine Eigenschaften im gleichen Gewichte stünden, so wäre er unzerbrechlich und unsterblich.

Das ist der Tod und Elend der Menschen und aller Kreaturen, daß die Eigenschaften streitig und eine jede in sich selber erhebend und in eigenem Willen qualifizierend ist, davon Krankheit und Wehe entstehet.

Mysterium magnum

Adalbert Stifter / Der Prater

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? ‚Nein.' Ist es eine Wiese? ‚Nein.' Ist es ein Garten? ‚Nein.' Ein Wald? ‚Nein.' Eine Lustanstalt? ‚Nein.' – Was denn? Alles dies zusammengenommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. – Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man diese Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie; – aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sie ihre Bevölkerung ausgießt und doch noch Teile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter – und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen seinen Prater, wie zum Beispiel in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto überschwenglicher zugetan, zum Beispiel im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren, und wer dies nicht kann, wenigstens zu gehen. Der erste und zweite Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin, und laß dir auf diesem Papiere deuten, was wir sehen.

Es ist der erste Mai, etwas nach vier Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopold-

stadt und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wellend, daß, wenn man jemanden sagte, er bekomme ein Herzogtum unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stillestehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, aneinander hinfliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüberfluten zu sehen und sich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben selber wie leibhaftige blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern herniederschauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um dreiviertel auf vier Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuströmen, als würde dort das ewige Heil ausgeteilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen ‚Ferdinands-Nordbahn‘, und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo schon die Feuerrosse pfeifend und schnaubend stehen, um eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld oder gar nach Brünn zu führen,

das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. – Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert, – das dritte trägt den Namen ‚Nador' oder ‚Sophie' oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerieen, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, als sie selbst drinnen zu schauen sind, und diese Gemälde und dies exotische Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. – Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste und hohe und niederste Wiener Welt zu sehen – was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichtum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und gesehen zu werden, – das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht wie ein Luftschiff geht, die Dame des

höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein Mann, ganz allein in seinem Wagen stehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegennicken, dort sitzt ein einsamer alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf seiner Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten – dann andere und wieder andre, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abseits in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort flutet es und fort – und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschauest und es dir öfter ist, als wärest du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kömmt vielleicht bald wieder ein gleiches oder gar noch ein schöneres. Sieh, was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen – – wer sitzt darinnen? – Der Kaiser und die Kaiserin. Du wunderst dich? Hast du dies in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fah-

ren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichtesten Volksgedränge so sicher sind wie in ihrem Palaste. – – Schau, auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem andern in der Reitallee geht und den alle grüßen – und warte nur, gewiß sehen wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen teilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung ebenso wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüberkeucht.

Doch laß uns nun die Allee hinabgehen und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser sinnbetörenden Flut von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinabkommen, ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüppe, – das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur – und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee – ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes; da sind alle möglichen Kosmo-, Pano-, Dioramen; alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein anderer, weil er zu klein ist; einer frißt Feuer, ein anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines dritten wird wie auf einem Amboß schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner

hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder zwei ragen über die andern empor und spielen Szenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamiert einer, und der Harfenist reißt wütige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal – und wendest du dich ab, so steht dort unter noch größeren Bäumen wieder eine solche Kneipe und rechts wieder eine und weiter ab wieder eine – und überall ist dasselbe Bild oder noch ein lebhafteres – und eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst die türkische – die große Trommel eilt und tummelt sich, und ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerksgeselle hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken – und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, und mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel, und während des Augenblickes, da sie still war, scholl durch die Bäume herüber von einer andern solchen Reiterei dieselbe Musik. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende geraten in Zwiespalt, da sie *schon*, er aber noch *nicht* nach Hause gehen will. – Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten *Wurstelprater*, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Haupt-

allee, der sich doch vergleichungsweise ruhig vor deinen Augen entfaltete, schon denselben betäubend, so ist es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Elementes nicht gewohnt bist oder mächtig werden kannst, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinandergehen – aber sieh! das ist echte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt und die ihm wohl bekommt; laß sie trollen und jubeln, und mitunter derb; denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt wie das heutige – darum freut sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette – und ich denke, da schon ein guter Teil der Menschen dazu verurteilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen engen Werkstätten zuzubringen mit einem dumpfen engen Geiste, so darf man es ihm wohl gönnen, ja, man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge auftue, seine Seele erweitere und Lust und Freude walten lasse. – Ist dem Krittler diese Lust und Freude nicht zuständig oder zu roh, so bedaure er lieber, statt zu schelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, sich in seiner Jugend so heranzubilden, daß ihm höhere Freude munde. – Zerstöre ihm nicht die Lust, o Krittler, mit deinem essigsauren ästhetischen Gesichte; geh lieber weg – oder bleib stehen, sie schauen dich ohnehin nicht an. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, daß du nicht weißt, ist das eine oder das andre die Hauptsache – es mögens wohl beide sein – du kennst es ja, das lustige Volk der Fajaken, immer ist Sonntag, ‚es dreht sich immer der Braten am Spieß'.

Weile noch einige Augenblicke hier, – du weißt, Wien ist die Stadt der Musik – daher auch hier Musik genug: türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische

Handwerksgesellen mit Gitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint voneinander abstehend wie zwei parallele Linien – heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen – hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika – – und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame starre Gesellen, ein Traum aus einer urfrühen Zeit der Weltgeschichte, übrig gebliebne Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und wären sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt – und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige ist ein Klagen und Trotzen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fortläßt – von dieser eigentümlich erotischen Poesie. Dazu, sieh nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Zymbal schlägt, wie der eine den Bogen führt und zieht, fast graziös, wie ein Virtuose, und wie der andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiß der Augen vordrehen aus den tiefbraunen Gesichtern – und wie es auch lärmt und wogt und musiziert ringsherum, so macht sich ihre Musik doch Platz – als ein fremdes Element und schreit und singt aus der andern heraus, erkennbar auf so weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller und streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. – Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken; singende Stimmen erheben sich hier und dort – nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den rötlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden und sich stündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns noch weiter abwärts gehen – siehst du, wie groß unser

Prater, unser Wiener Garten ist – schon längst hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wagen, die in der Hauptallee fahren – die laute hohe Woge der Menschenlust hat dich entlassen, und hier ist es bereits so einsam wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers fortgehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie sie oft herdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderherde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Wasser herüberschlagen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Tiere nur wie kleine verschiedenfarbige Lämmer herüberschauen. Wie wohltuend und sanft ist die Stille und die weiche Frühlingslandschaft auf das Getümmel, das wir eben verlassen haben! Fast kein Mensch mehr stört uns hier, und jener einzelne Fischer, der den ersten Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Rute unbeweglich am Wasser steht, ist eher eine zur Landschaft gehörige Staffage als eine Störung. Immer weiter führt unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Turm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wiens liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, da ist der Platz, an dem die Dampfboote landen, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Es ist seltsam, daß man so viele Wiener über die Stadt klagen hört und wie es so schön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande sei – und in einer Nähe wie keine Hauptstadt haben sie einen Park voll reizender Abwechselung, und so wenige besuchen ihn; und gerade die schönsten, weil natürlichsten Stellen sind am allerwenigsten besucht. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen schönen Bäumen besetzt: die Abendsonne streift mit roten Fäden durch Laub und Zweige, und die Amsel und der Fink schlagen ihr frisches Lied; der Hase läuft durch das Gras; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und



Adalbert Stifter: Wiener Streichmacher

es wird uns schwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichtesten Gewühle waren. – Diese Rüstern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinseln, würdest du wohl kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo er so geschont wird, daß man keinen schlägt, als bis er gestorben ist, so daß er sich ausbreiten und entwickeln kann und in diesem lockern und fetten Boden bis zur Grenze seines höchsten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch diesen schönen riesengroßen breitkronigen Baum seiner Heimat gar sehr, und ich würde es keinem raten, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume beschädigte. Da sie auf dem auserlesenen Boden vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Meditierende, der Grübler, der Philosoph, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern im Schatten; zu ihnen gesellt sich der wüste Geselle, der die gestrige Orgie ausschlafen muß; so geht der Wandler an allen vorüber und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe; und es wird wohl kaum ein einziges Portefeuille sowohl des Künstlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem sich nicht ‚Partieen aus dem Prater' befänden, und da tritt denn gerne der neugierige Wandrer oder die Dame, die sich, ihren Wagen abseits warten lassend, eben auf dem Rasen ergeht, an den Rücken des Malers heran und schaut ihm auf sein Blatt, ob er denn den prächtig schönen Baum auch so prächtig auf seine Tafel zu bringen vermag; – sie gehen vorüber, und andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer schlafen, die Grübler grübeln fort – die Kindsmagd kommt und breitet ihr blütenweißes Leinenzeug auf den Rasen und setzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft oder an den Stamm eines Baumes; indes ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches

Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unserer empfindsamen Wanderung und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schwesterschlösser auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und so dir etwa der Abendtau und die Nachtfeuchte des Praters ein Übel zuzöge, so wäre es mir sehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt und in diese entfernte Einsamkeit verlockt hat. – Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wagen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt, und weiter aufwärts werden sie immer mehr, und schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, – dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wagen und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe betörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstlprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du dich ermüdet ordentlich wegsehnst aus diesem Menschenknäuel und daß du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein oder im Herabgehen begriffen – – aber sieh zu, wir gehen die ewig lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröte, die in unser Gesicht strahlt; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen – eine Masse dunkler Gestalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröte schwimmen, während die Fenster an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Partie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend – sie soll auch be-

friedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns not tut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate, und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns, und dann geh zu Bette, aber hab acht, daß dich nicht Träume wecken und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest oder in demselben als einer gewaltig lächerlichen Equipage im Prater auf und ab schwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde. Gute Nacht.

Aus dem sechsten Band von Stifters Gesammelten Werken

*

Schiller / Pompeji und Herkulanum

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.

Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Türen,
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben –
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Zentauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Waage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder – warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet –
Lang schon entbehrte der Gott – zündet die Opfer ihm an!

Aus Schillers Werken in drei Bänden

*

Gertrud von le Fort / Die Tochter Farinatas

Wenige Monate nach dem Sturz König Manfreds, des Hohenstaufen, als die verbannten Häupter der Florentiner Welfen in ihre Heimat zurückkehrten – so wie nach der Schlacht von Montalperto die verbannten Gibellinenhäupter dorthin zurückgekehrt waren –, also jedermann erkennen mußte, daß der fürchterliche Endkampf dieser mit jenen unausweichlich herannahte, unternahm der herrschende Popolo von Florenz einen letzten verzweifelten Versuch, diesem schauerlichen Ringen seiner großen Geschlechter zuvorzukommen und die feindlichen Parteien buchstäblich zu Paaren zu treiben. Der Rat der Sechsunddreißig verfügte: alle jene mächtigen Familien, die seit mehr denn einem Menschenalter gegenseitig ihr Blut in Strömen vergossen hatten, die sollten jetzt die Ströme ihres Blutes miteinander mischen und vermählen. Es wurde befohlen, in die Ehe zu treten: einem Sohn der Buondelmonti mit einer Tochter der Adimari, einer Tochter der Lamberti mit einem Sohn der Ubaldini, einem Strinati mit einer della Tosa, einer Uguccione mit einem Scolari und so fort, immer einer Gibellinin mit einem Welfen und einer Welfin mit einem Gibellinen. – Also sollte gleichsam über die ganze Stadt hin ein Netz von Brücken geschlagen werden, von einer mörderischen Turmspitze zur anderen und von Kastell zu Kastell und von Wehrbrust zu Wehrbrust, und überall, wo bisher die Steingewitter der großen Schleudermaschinen niedergeprasselt waren, da sollten nun die sanften Friedensküsse herabtauen, und auf den Treppen zu den schaurigen Verliesen, wo man sich am Röcheln sterbender

Feinde berauscht hatte, da sollten künftighin die kleinen Kinder der verschwägerten Sippen Versteckenspielen.
Die zornig widerstrebenden Geschlechter suchten einzuwenden: ihre jungen, unvermählten Söhne lägen auf den Schlachtfeldern begraben, und das Brautvermögen ihrer Töchter habe man in Kriegsgerät verwandeln müssen – sie brächten keine Paare auf, die sich dem Alter und der Mitgift nach zusammenfügten. Der Rat der Sechsunddreißig erwiderte: die großen Geschlechter befänden sich da offenbar in einem Irrtum. Es gehe hier nicht um die klägliche Wohlfahrt und den Fortbestand der einzelnen Geschlechter – also um die Hochzeit ihrer Söhne und Töchter und wie dieselben sich dem Alter und der Mitgift nach zusammenfügten –, sondern es gehe um den Fortbestand der Stadt: es gehe um die Hochzeit von Florenz, des welfischen mit dem gibellinischen, und allein zu dieser Hochzeit seien die Geschlechter eingeladen worden. Wer der Einladung nicht Folge leiste, dessen Türme sollten der Zerstörung und dessen Güter der Beschlagnahmung verfallen, sein Name solle in das Buch der Verbannten eingetragen werden und der Name seiner Kinder in das der künftig zu Verbannenden, desgleichen seine namenlosen Kindeskinder – alles unwiderruflich auf ewige Zeiten. – Also mußten sich ja die Geschlechter zähneknirschend darein schicken, dem verhaßten Popolo Gehorsam zu leisten und die erzwungenen Eheverträge aufzustellen.
Nur die welfischen Cavalcanti, die sich mit den gibellinischen Uberti verschwägern sollten, gaben noch der Hoffnung Ausdruck – wiewohl nur in der Stille unter ihresgleichen –, daß man ihnen schwerlich werde beikommen können. Denn für die Cavalcanti lagen die Dinge wirklich so, wie die anderen nur vorgaben: ihre ganze unvermählte Jugend bestand in einem kleinen, noch dem Kindesalter angehörigen Knaben mit Namen Guido. Den Uberti aber war ausdrücklich befohlen worden, als besonders kostbares Pfand der Eintracht Bice in die Ehe zu geben, die Tochter des großen Farinata, der vor sechs Jahren in der blutigen Schlacht bei Montalperto die verbannten Florentiner Gibellinen zum Siege über ihre Vaterstadt geführt hatte. – Bice aber stand schon in der hohen Blüte ihrer

Mädchenjahre. Cavalcante Cavalcanti, der Vater des kleinen Guido, freute sich bereits auf das Hohngelächter, mit dem die gaffende Menge die Uberti, aber auch den Rat der Sechsunddreißig überschütten würde, wenn sie ihn, dieses Kind an der Hand, die Treppe zum Bargello emporsteigen sähe – dorthin waren die Geschlechter entboten worden, um die Eheverträge vor den Notaren zu unterzeichnen und öffentlich zu beschwören. Aber auch die Uberti bereiteten sich auf das Gelächter der Gaffenden vor – mit verhaltener Wut, denn sie glaubten, daß man ihnen durch das kindliche Alter des kleinen Cavalcanti eine besondere Demütigung zugedacht habe, um ihnen darzutun, daß der große Farinata seit zwei Jahren tot sei. Und die Uberti waren doch der Meinung gewesen, Farinata werde über seinen Tod hinaus zu Florenz leben und herrschen, denn Florenz selber lebte doch nur durch den großen Farinata, der allein hatte es vom Untergang gerettet, eben damals nach der blutigen Schlacht bei Montalperto im Kriegsrat zu Empoli, als die vereinigten Sieger – die Gibellinen von Florenz, Pisa und Siena, dazu die Ritter König Manfreds – einmütig beschlossen hatten, die überwundene Stadt dem Erdboden gleich zu machen, damit endlich Ruhe und ein gibellinisches Toskana werde – auf ewige Zeiten.

Von dem Tage zu Empoli sprach man zu Florenz dieses: Bei Montalperto haben die Welfen vor Farinatas Schwert erzittern müssen, aber zu Empoli sind die Gibellinen vor seinem Herzen erzittert; bei Montalperto hat er seine Feinde, zu Empoli aber hat er seine eigenen Kampf- und Sieggenossen vernichtend geschlagen – er ganz allein gegen alle stehend, nur mit seinem Herzen! Denn das muß fürchterlich gewesen sein, als der große Farinata sie da plötzlich mit seinem losbrechenden Herzen überfallen hat – das muß viel fürchterlicher gewesen sein als sein losbrechendes Schwert! Was ein Schwert ist und was ein solches vermag, das wußten sie alle, die zu Empoli versammelt saßen – mit einem Schwert hätte man keinen von ihnen ungestraft überfallen und erschrecken können –, da hätten sie nur ihre eigenen Schwerter zu ziehen brauchen, um sich zu

schützen! Aber was es um ein Herz ist, um die unversehrte Liebe zu der eigenen Vaterstadt, das wußte keiner von ihnen mehr – sie hatten sich doch alle in den fürchterlichen Kämpfen längst ihrer Herzen entwöhnt, sie erkannten doch ihre Vaterstädte gar nicht mehr als Vaterstädte – sie erkannten nur darin die Parte Guelfa oder die Parte Ghibellina! Da war der große Farinata zu Empoli wahrlich in der Übermacht gewesen.

Zwar, im Anfang sollen sie sich noch gewehrt und ihn von allen Seiten angeschrieen haben: ob er etwa die Greuel vergessen wolle, die da in dem tief gesunkenen Florenz an Gibellinen verübt worden seien – die scheußlichen Gefängnisse, darin ihre Freunde und Genossen geschmachtet hätten, und den grausamen Tod des Schiatuzzo Uberti, und die schändliche Hinrichtung des Uberto Caini, und daß man ihnen ihre Türme und Wohnstätten in Trümmer gelegt und sie als Geächtete in die Verbannung gejagt habe; ja, daß man sogar ihre Toten aus den Grüften gezerrt, weil sie um des Herrn Kaisers Friedrich willen im Banne verstorben und nicht würdig seien, an heiliger Stätte zu ruhen?! – Und einige von den Rufenden – es waren doch die übermütigen Sieger, und der Übermut macht ja die Leute immer so kindisch-einfältig –, einige von den Rufenden sollen auch gelacht haben, so als glaubten sie, daß Farinata sich vielleicht nur einen Scherz mit ihnen erlaube – der gewaltige Farinata, in der größten Stunde seines Lebens, da er sich vor Schmerz um seine Vaterstadt schüttelte! – Aber diese Lachenden sind eilend ernst geworden. Denn da hat sie auf einmal solch ein fremder, sonderbarer Blick getroffen – nicht jener gefährliche Blick, den der große Farinata haben konnte, wenn ihm jemand im Wege stand – den Blick kannten sie alle, aber dieser Blick war ihnen unbekannt: der bestürzte sie, der machte sie fassungslos und hilflos, so als würden sie nackend ausgezogen und enterbt und entadelt – sie kamen sich plötzlich so bettelarm vor wie solche, die am Straßenrand geboren sind und nirgends eine Heimat haben. Und sie waren doch noch eben große, reiche, hochgeborene Herren gewesen! –

Es hat sich dann nur noch eine einzige Stimme hervorgewagt, leise, aber drohend, als beschreibe sie bei heiterem Himmel das

Grollen eines fernen Gewitters: ob sich also Messer Farinata damit einverstanden erkläre, daß er und die Seinen in drei Jahren oder in fünf Jahren oder vielleicht auch erst in zehn Jahren wiederum von zertrümmerten Wohnstätten und Türmen hinweg in die Verbannung gejagt würden? Und ob er sich damit abfinden könne, daß man seine Söhne und Enkel einst, wie den Uberto Caini, aufs Blutgerüst schaffe? Und ob er es darauf ankommen lasse, daß er selbst nach seinem Tode aus dem Grab hervorgezerrt und seine Asche in den Arno gestreut werde? Und darauf müsse er es eben ankommen lassen, wenn er jetzt nicht einwillige, diese unheilvolle Stadt bis auf den Grund zu vernichten, denn das Blatt könne sich doch wieder wenden, und die Welfen könnten ihre Macht zurückgewinnen, und er selber werde auch dereinst im Banne sterben wie alle, die dem Geschlecht des Herrn Kaisers Friedrich anhingen.
Farinata soll dann erwidert haben: Ja, darauf lasse er es ankommen, und damit sei er einverstanden. Lieber wolle er mit den Seinen noch einmal als Geächteter von seiner Vaterstadt verstoßen werden, als daß er seine Vaterstadt verstoße. Lieber sollten seine Söhne und Enkel auf dem Blutgerüst enden, als daß er seine Vaterstadt zum Tode verurteile. Lieber wolle er mit seinem ganzen Geschlecht untergehen, als daß Florenz untergehe! Und zu diesem Worte stehe er noch über seinen Tod hinaus: lieber solle man einst seine Asche aus dem Grabe reißen, als daß er der Heimat das Grab grabe und es also überhaupt keine Heimat mehr auf Erden gebe! – Und dann hat Farinata plötzlich nicht mehr weitergesprochen, sondern es ist den Versammelten zu Empoli gewesen, als würden seine Worte plötzlich fortgeschwemmt und ertränken da vor ihrer aller Augen in einem glänzenden, mächtigen und männlichen Strom, der aus seinen Augen hervorbrach und der auch ihre eigenen Worte hinwegzuschwemmen drohte wie die seinen. Sie vermochten nichts mehr hervorzubringen als dieses: „Messer Farinata, Ihr habt uns alle überwunden, und wir müssen uns beugen. Tut mit Eurer Vaterstadt, wie es Euch gefällt – wir haben hier kein Recht, das Urteil zu sprechen, denn wir haben keine Vaterstadt wie Ihr." – Also ist an diesem Tage zu Empoli das be-

siegte Florenz vor dem Untergang errettet worden ohne einen einzigen Schwertstreich, allein durch das große Herz des großen Farinata.

Die bleiche Wut stand den Uberti noch im Angesicht geschrieben, als sie vom Bargello zurückkamen. Zwar das Gelächter der Menge war ausgeblieben, denn der Popolo, wenn er zur Herrschaft gelangt, nimmt sich doch immer todernst, und wenn er noch so lächerliche Sprüche tut – über sich selbst lachen können nur die großen Herren sich leisten. Im Bargello gelacht, laut und verächtlich, gemeinsam, wiewohl haßerfüllt, hatten nur die Cavalcanti und die Uberti selber beim Unterzeichnen des Ehevertrags. Und nun stand derselbe da und war öffentlich beschworen, und nun mußten sie es der Braut sagen – das hatten sie aus guten Gründen bis zuletzt verschoben. – –
Bice weilte wieder einmal an der Gruft ihres Vaters zu Santa Reparata – daher suchten sie nach ihrer Mutter Adaletta. Sie fanden sie in ihrem kleinen abseitigen Wohngemach, in das sie sich so oft mit gerungenen Händen geflüchtet hatte, wenn die schweren Steingewitter der großen Schleudermaschinen über den Türmen von Florenz wüteten. Es war niemand bei ihr als ihr jüngster Sohn, der kleine Conticino, von dem jeder immer meinte, er könne ja wohl nur ihr Enkel sein. Zwar, Adaletta war bei seiner Geburt nach Jahren noch nicht alt gewesen, aber der Geschlechterkrieg zu Florenz war alt gewesen, und das Interdikt, das schon zum fünften Mal über der Stadt lag, und der Bann, der ihren Gemahl um des Herrn Kaisers Friedrich willen getroffen hatte – also war es Adaletta oftmals gewesen, als habe sie der große Farinata, da er sie als junge Frau in sein Haus führte, gleichsam in die Hölle geführt. Denn Adaletta war in ihrer Jugend so fromm gewesen, daß sie fast vor Grauen vor dem allem zu vergehen gemeint – es hatte sie so tief empört, daß die Männer hart und grausam miteinander waren und daß niemand Frieden machen wollte und sich selbst die Kirche unversöhnlich zeigte. Das hatte sie von ihr und den Menschen fortgetrieben, das hatte sie in Zorn und Auflehnung versetzt, das hatte sie immer wieder verurteilt, und darüber war

ihrem Antlitz alle Weichheit und Schönheit verschwunden, wie von einer bitteren Lauge weggewaschen. Man hätte meinen können, alle Jahre ihres Lebens zählten doppelt und dreifach – bis zum Tode ihres Gatten. Von dem Tode ihres Gatten an aber zählte kein einziges Jahr mehr, sondern wenn man Adaletta jetzt sah, so mußte man an ein Gebäude denken, in dem niemand mehr wohnt, so verfallen und leer, als wolle es bei der geringsten Erschütterung einstürzen. Es stürzte aber nicht ein, denn es war keinerlei Erschütterung ausgesetzt – Adaletta bewegte jetzt nicht einmal mehr der Gedanke an die Ewigkeit. Denn ihr Gemahl, der große Farinata, war doch im Banne gestorben, also hätte ihn ja Adaletta zum zweiten Mal in der Hölle suchen müssen, wenn anders es ein ewiges Leben gab! Das konnte sie nicht über sich gewinnen, da hätte sie vor Schmerz bei lebendigem Leibe zu verbrennen gemeint – und sie war doch schon in der Hölle dieses Lebens halb verbrannt gewesen! So hatte sie sich nicht mehr anders zu helfen vermocht als durch das Sakrament der Ketzer, die ‚Tröstung' der Patarener, die in der Versicherung besteht, daß es kein ewiges Leben gibt. Vor dem Empfang dieser ‚Tröstung' hatte sie gemeint, daß sie ihr wohltun werde, aber nach dem Empfang war es nur, als ob alle Dinge plötzlich ihren Sinn verloren hätten, und wenn sie ehedem zu verbrennen gemeint, so fror sie nun beständig. – Sie blieb auch jetzt ganz kühl und unberührt, als ihre Söhne ihr sagten, der Rat der Sechsunddreißig habe die Gibellinen gezwungen, Ehepakte mit den welfischen Geschlechtern zu unterzeichnen, und auch Bice solle nach denselben vermählt werden; sie schrak nur ein wenig zusammen, weil Conticino, der am Boden hockte, plötzlich wie ein kleines Raubtier empor- und auf seine Brüder zusprang. Die stießen sich lachend an, indessen sagte Adaletta gleichmütig: dem Befehl könne man ja nachkommen, weil doch Bices Vater nicht mehr am Leben sei. Dieser nämlich hatte niemals davon wissen wollen, seine Tochter Bice zu vermählen, sondern immer, wenn ihm eine Ehe für sie vorgeschlagen worden, dann hatte der Entschlossene die Sache zögernd hin und her gewendet, dann war der Freund dem Freunde unzugänglich geworden – dann hatte der große, edle Farinata jenen gefähr-

lichen Blick bekommen, den er haben konnte, wenn ihm jemand im Wege stand. Also wagte schließlich niemand mehr um Bice zu werben, weil jedermann begriff, daß er sich nicht von ihr zu trennen vermochte – da hätte man wahrhaftig meinen können, der große Farinata sei ein ganz Einsamer, keinem zugehörig außer dieser Tochter, und er besaß doch viele Kinder, und seit Empoli umjubelte ihn ganz Florenz!

Das hatte alle immer sehr verwundert, daß Farinata so an seiner Tochter Bice hing, denn diese selber fragte gar nicht viel nach ihrem Vater – Bice fragte nur nach ihrem kleinen Bruder Conticino, dem war sie so zärtlich zugetan, als ob sie seine junge Mutter wäre, und so nannte sie ja Conticino auch zum Unterschied von Adaletta, die er seine alte Mutter nannte. Neben Conticino aber galten höchstens noch bei ihr die jungen Hündchen und Kätzchen, die sie aus der ganzen Turmgenossenschaft zusammenschleppte und versteckte, um sie vor dem Ersäuftwerden zu retten, oder auch die armen kleinen Obstbäume, die sie den Guastatori ihres Vaters für ihr Gärtchen abbettelte, wenn sie wieder einmal ausziehen mußten, um die Blüte oder Ernte auf den Feldern eines feindlichen Geschlechtes zu verwüsten – Bice mußte doch, so schien es, immer etwas haben zum Behüten und Pflegen, gerade so wie ihres Vaters verstorbene Mutter, die gute Frau Gualdrada, die so viele Kinder gehabt und alle so zärtlich geliebt hatte – am zärtlichsten immer das, das am meisten bedroht war.

Von der guten Frau Gualdrada weiß man dieses: da sie vernahm, daß der Bann auf den Herrn Kaiser Friedrich und alle, die ihm anhingen, gefallen war – also auch auf ihren Sohn, den großen Farinata –, dieser fürchterliche Bann, darinnen es von den Gebannten heißt: ‚verflucht seien alle Glieder ihres Leibes, verflucht seien ihre Haupthaare, verflucht seien ihre Füße und ihre Sohlen, verflucht sei die Frucht ihres Leibes und die Frucht ihrer Felder, verflucht seien ihre Häuser, verflucht sei ihr Eingang und Ausgang, sie seien verdammt mit dem Teufel und seinen Engeln und mit den Verdammten im ewigen Feuer –‘, da sie also diesen fürchterlichen Bann vernahm, da sprach sie:

„Der Herr Papst hat alles verflucht, was meinem Sohn zu eigen ist, nur nicht sein erstes und eigenstes Eigentum, den Schoß und das Herz seiner Mutter – also sollen diese auch sein letztes Eigentum bleiben. Ich will Tag und Nacht für den Herrn Papst beten, daß er sich erbarmt und meinen Sohn vom Banne löst, wenn er ihn aber nicht löst, dann will ich in meiner eigenen Todesstunde Christus, den Herrn, bitten, wenn anders er mir die Seligkeit zugedacht hat – daß ich um eben dieser Seligkeit willen meinen Sohn in seiner Todesstunde abholen und in die Hölle begleiten darf."

Inzwischen fragte Adaletta ihre Söhne, wem denn Bice vermählt werden solle. Also war es ja den Brüdern Uberti auf einmal, als schnüre ihnen eine unsichtbare Hand die Kehle zusammen, daß sie kein Wort hervorbringen konnten. Sie blickten verlegen zur Seite – da fielen ihre Augen auf ihren kleinen Bruder Conticino, der stand da noch immer wie ein junges, aufgeschrecktes Raubtier vor ihnen – genau so groß wie Guido Cavalcanti!

Sie fuhren plötzlich auf ihn los: er solle sich fortmachen. Hier würden die Geschäfte großer Leute verhandelt und nicht die von kleinen Kindern wie er –. Sie brachen jählings ab, denn da fuhr schon wieder diese unsichtbare Hand nach ihrer Kehle. Allein sie schüttelten sie zornig ab und fielen mit Stimmengetümmel über den Rat der Sechsunddreißig her: es sei nicht ihre, sondern dessen Schuld, wenn sie sich diesen elenden Cavalcanti verschwägern müßten – man habe ihnen alle Macht entrissen! Das komme eben davon her, daß ihr Vater die unheilvolle Stadt Florenz dereinst geschont habe! Aber bei Gott, wenn sie selber je wieder zur Herrschaft gelangten, dann solle es anders ausgehen als zu Empoli, dann solle hier kein Stein auf dem anderen bleiben!

Bei dem Namen Cavalcanti hatte Adaletta ihr verblichenes Gesicht ein wenig erhoben, so als fange da ein fast ertaubtes Ohr einen fernen Laut auf. Sie sagte: „Aber bei den Cavalcanti ist doch kein Sohn vorhanden außer dem Knaben Guido." –

Indem schrie Conticino laut auf und stürzte – nun ein wild gewordenes kleines Raubtier – aus dem Gemach. Sie bemerkten das aber nicht, sondern sie starrten entsetzt auf ihre Mutter Adaletta, die sah plötzlich aus wie eine Tote, die aus dem Grabe zurückkehrt, um wieder bei den Lebendigen zu wohnen: sie bewegte die Hände, als wolle sie sie ringen, wie einst, wenn die Steingewitter der großen Schleudermaschinen über Florenz wüteten. Unwillkürlich traten sie einige Schritte zurück, denn ihre Mutter hatte früher oft so zornig werden können, wenn sie in Verzweiflung geriet.
Und schon rang Adaletta wirklich die Hände und rief unaufhörlich: „Ach, die arme Bice! Die Ärmste – die Allerärmste!" Sie verstummten nun gänzlich.
Schließlich brachte einer mühsam hervor: „Mutter, es wird für Bice nicht so schlimm sein, wie es für andere wäre, denn sie hat doch immer die kleinen Kinder so gern gehabt." –
Indem sprang Adaletta auf und schrie ihn an: „Ihr verfluchten Männer, daß euch doch die Hölle verschlänge! Immer müßt ihr streiten, und nun ihr streiten solltet, weicht ihr feige zurück: alles, was ihr beginnt, führt zum Tode, und ihr merkt es nicht einmal! Wahrlich, man sollte euch ..." Sie schlug ihm plötzlich schallend ins Gesicht. –
Bice saß derweil immer noch zu Santa Reparata an der Gruft ihres Vaters und sann über seinen Tod nach.
Von dem Tode des großen Farinata hat man viele Jahre später zu Florenz gesprochen:
Da Farinata im Sterben lag – mutterseelenallein, weil es doch allen so furchtbar grauste vor dem im Banne Sterbenden –, da ist plötzlich die gute Frau Gualdrada hereingekommen und hat sich an sein Lager gesetzt und ihre Hände über ihm gefaltet bis zum letzten Atemzug. Danach ist sie aufgestanden und mit ihm in die Hölle gegangen. Dort sitzt sie nun an seinem Flammensarg und bewacht seinen glühenden Schlaf. Dante Alighieri, als er Farinata daselbst erblickte, soll auch sie erblickt haben – er hat nur nicht aufzuschreiben gewagt, daß selbst in der Hölle noch Gnade ist, wenn auch nur eine einzige Seele aus Liebe hineingeht. –

Bice weilte seit dem Tod ihres Vaters täglich zu Santa Reparata, aber nun die Welfen wieder in Florenz waren, vermochte sie sich kaum von dieser Stätte loszureißen – es war ihr, als müsse sie die Gruft ihres Vaters bewachen. Denn es drang jetzt oft ein sonderbares Rieseln und Rinnen aus den alten Mauern, als fließe und schieße ein unterirdischer Strom leise, aber schnell wie die wandelhafte Zeit zwischen den grauen Säulen hindurch, gerade auf das Grabmal ihres Vaters zu. Über diesem stand in Stein geschrieben: „Hier ruht am Herzen seiner Vaterstadt der, dessen Herz die Rettung seiner Vaterstadt war, Manente degli Uberti, genannt Farinata, er sei unvergessen in Ewigkeit. Amen.' Der Spruch schien tröstlich zu lesen, und er war doch in Stein geschrieben – einen steinernen Spruch kann niemand wieder auslöschen; allein das sonderbare Rieseln in den Mauern wollte nicht verstummen. Denn die Kirche Santa Reparata war schon alt, und es hieß, man werde sie abbrechen und einen neuen Dom erbauen. Der Gedanke flößte Bice Angst ein, der erinnerte sie daran, wie man in ihrer Kindheit die Häuser und Türme ihres Vaters abgebrochen und ihn in die Verbannung gestoßen hatte. Würde man wohl seinen Sarg in den neuen Dom tragen, oder würden das die Welfen nicht erlauben? Die Welfen waren doch nun wieder in der Stadt, und ihr Vater war im Banne der Kirche gestorben wie alle, die dem Geschlecht des Herrn Kaisers Friedrich anhingen, und wie König Manfred, den man zu Benevent aus seinem Grab gerissen hatte, denn die Gebannten dürfen doch kein ehrliches Grab haben –– Bice sah sich entsetzt um.
In dem ganzen weiten Schiff der Kirche war alles so unheimlich still und verödet, als ob das Interdikt, das man nun der Welfen wegen aufgehoben hatte, noch immer über der Stadt läge: niemand ließ sich blicken, der zu Hilfe kommen konnte. Und der Tote selbst war doch ganz hilflos, der lag da unter dem schweren Deckel seines Sarkophags, so ohnmächtig, wie eben nur die Toten sind –. Was sollte dieser Tote wohl beginnen, wenn hier etwas Schreckliches geschähe? Und es konnte hier doch etwas Schreckliches geschehen! – Das erschütterte Bice immer so tief, daß ihr Vater da so hilflos liegen mußte; das er-

innerte sie so schmerzhaft daran, wie sie sich früher immer gegen seine Kraft gewehrt hatte – so als stehe ihr diese dort im Wege, wo sie mit allen Fibern ihres Lebens hinstrebte – und es war doch gar nicht seine Kraft gewesen! Aber das hatte sie niemals verstehen können, sondern immer, wenn er ihre Hände in den seinen gehalten, dann hatte sie sich trotzig an die Hände seiner Guastatori erinnert, wie sie die Wurzeln der armen Obstbäumchen ausrissen, und wenn er sie um ihre kleinen Wünsche befragt, dann hatte sie sich stumm hinter dem einen verschanzt, den er nicht verstehen wollte, und wenn die anderen ihn gepriesen, daß er einst zu Empoli die Vaterstadt gerettet habe, dann hatte sie in ihrem Inneren aufbegehrt: aber bei Montaperto hat er seine Vaterstadt aufs Haupt geschlagen! Das war wunderlich und schrecklich zwischen ihm und ihr gewesen! – Ihre Brüder hatten manchmal zu ihr gesagt: „Weißt du auch, daß du unseren Vater gerade so anblickst, wie er deine Freier? Du hast seine gefährlichen Augen, man könnte meinen, daß er in dir sein eigenes Bildnis liebe, und du bist doch gar nicht sein Bildnis, du gleichst doch seiner Mutter Gualdrada!“ – Ja, wahrhaftig, das war wunderlich und schrecklich gewesen.

Aber dann zuletzt, da war auf einmal alles ganz anders geworden, da hatte sie sich nicht mehr seiner Kraft zu erwehren brauchen, sondern da hatte sie um seine Kraft gerungen; da war ihr kein entwurzeltes Bäumchen mehr eingefallen, sondern seine Wurzeln hatten qualvoll bloßgelegen – da war alles umgekehrt gewesen als bisher, so als ob sie seine Nähe, wie er einst die ihre, niemand gönne – Tag und Nacht an seinem Krankenbette sitzend, darauf er nun hingestreckt lag, die eisernen Arme so schwach, das mächtige Haupt so unmächtig, wie bei einem kleinen Kinde, das sich noch nicht selber aufzurichten vermag –: ja, da hatte sie ihn so zärtlich gepflegt und so innig geliebt wie sonst nur den kleinen Conticino, wenn er mit dem Namen seiner Mutter nach ihr rief! Und den Mutternamen hatte auch der große Farinata ausgerufen, ganz zuletzt in jenen schauerlichen Augenblicken, als alle sich in namenlosem Grauen aus dem Zimmer drängten, weil er noch in seiner Todesnot die Absolution verschmäht hatte, um der heißen Treue willen gegen



Gottfried Keller: Ossianische Landschaft

das gebannte Geschlecht des Herrn Kaisers Friedrich – zu allerletzt, als schon das Gesinde draußen laut zu jammern anhob, daß sein großer edler Herr, im Banne verscheidend, nun zur Hölle fahre – da war plötzlich durch das Todesröcheln hindurch der Muttername aus dem Mund des Sterbenden gedrungen, daß es Bice wie Schuppen von den Augen gefallen war und sie, ihren Vater zum letzten Mal erblickend, ihn gleichsam zum ersten Mal erblickt hatte: den gewaltigen Farinata, der alle seine Feinde bei Montalperto aufs Haupt geschlagen und doch immer wieder so wehrlos gewesen war wie bei Empoli, den ungeheuren Stürmen seines Herzens preisgegeben, die hatten ihn über alle anderen empor-, aber auch von allen fortgewirbelt, daß er nun so einsam und verlassen sterben mußte wie ein Tier in der stumpfen Wildnis. Also hatte Bice ihn in seiner letzten Not mit ihrer Liebe umschlungen, als sei sie bereit, ihn durch den Tod hindurch bis in die Hölle zu begleiten. – Da war der große Farinata so sanft und friedlich verschieden wie in den Armen der guten Frau Gualdrada.

Aus einem werdenden Buch

*

Max Mell / Steirische Landschaften

Gebirgskranz um Aussee

Dieser schöne Gau, dieser grüne Talkessel, den die großen Berggestalten im Kreis umgeben, reizt bei jedem Besuch von neuem, sich in genießendem Betrachten die Gliederung klarzumachen, die ihm die Natur gegeben hat. Der Blick ist umschränkt, an keiner Stelle ist ihm das Land offen, aber er fühlt sich nicht eingeengt, denn die Maße dieser Gestalten beunruhigen nicht, es ist, als ob das großartige Denkmal eines Werdens gelassen zum Beschauen hingestellt wäre; – des nie aussetzenden Werdens, das wie in aller Landschaft, wie in allem Lebendigen, gleichsam als seine leise Arbeit zu ahnen bleibt. Abgetrennt, entrückt, ein Stückchen Landes für sich, mit seinen schmalen klemmenden Zugängen erscheint dieser Talgrund wie

geschaffen für ein unabhängiges Gemeinwesen; und wie die Menschen es sich hier eingerichtet haben, bestätigt dem Ankommenden diese Anschauung schnell. Er erfährt die Stimmung, als käme er in eine Hauptstadt; freilich ohne je sagen zu können, sie ist hier oder da: denn wenn er meint, nun sehe er sie, greife er sie, ist ihm das Bild schon wieder entwunden: überall blickt die Natur hervor, als wolle sie in reizender Art unterbrechen und darauf aufmerksam machen, wie sehr sie menschliches Planen angeregt, ihm aber auch die Aufgaben gestellt habe. Versicherte jemand, daß ein großer Baukünstler des 17. oder 18. Jahrhunderts aus diesem Ort hervorgegangen sei und an den Formen dieses Landes seinen Sinn geschult habe, so begriffe man das wohl und fände manches erklärt, was das Verweilen in diesem Raum so unbeschwerlich, so angenehm macht und weswegen man immer wieder darauf geführt wird, seinen Maßen nachzudenken. Sie haben etwas, was die künstlerische Empfindung anrührt und ein erst noch unbestimmtes heiteres Gefühl für dieses Land wachruft.

Drei grüne Hochflächen lassen die Bergtrümmer in das Tal zu den mehrfachen Wasserläufen herab; sie sind ebenso viele Bühnen, jede besonders gestaltet; und erscheinen sie von den Felsenmassen der Gebirge als glänzenden Hintergründen abgeschlossen, so falten diese, sowie man ihnen nachforscht, sich unaufhörlich in sich selbst zurück und öffnen neue Bühnen, ob ihre Fläche nun durch einen See ausgefüllt ist oder nicht, bis vor dem gebieterischen Abschluß durch eine letzte riesenhafte Mauer. Dies erfährt man von der Begrenzung nach Norden, also gegen das Donauland. Gegen den Süden sucht das Auge eigentlich immerfort die schöne kristallene Bühne, das Eisfeld, in niederem Rahmen aus dunklem Stein eingelassen, das dem Gipfelkranz der höchsten Erhebung in diesem Rund, des Dachsteins, unmittelbar vorgelagert ist. So bieten sich nördlich die Bühnen in der Taltiefe gefällig, einladend, weich, südlich die eine hohe, hinaufgehobene, göttlich-unwirkliche.

Ich betrachte – und betrachtete so oft! — von einem der lieblichsten und gastlichsten, dabei beherrschenden Punkte des ganzen Talkessels, von den Wiesen und Wegen des Ramgutes; es

liegt, ein wohlerhaltener vornehmer Bau aus dem 15. Jahrhundert, mit schönem hohem Schindeldach, auf einer der drei grünen Bühnen; sie heißt Obertressen und läßt alle drei überschauen. Auf ausgedehnten Flächen, denen moosige Senkungen nicht fehlen, tragen sie vereinzelte Gruppen von Häuschen, dazwischen etwa ein Heiligtum, und Waldstücke; in diese sind allenthalben bewachsene Trümmer des Kalkgesteins gesät, und sie sprechen eine Wildheit und Einsamkeit aus, die die feinen weißen Kieswege unmittelbar daneben verleugnen. Ihre Bänder ziehen weitum durch das Grün; manchmal senken sie sich steil zum Lauf der starken, stürmischen Alpenwässer, welche aus den Seen kommen, und dort, in den Faltungen, sammeln sich in langen Zeilen die Baulichkeiten des Badeortes, nützen jedes Plätzchen aus, doch niemals ohne Bequemlichkeit, klimmen manchmal die Hänge empor und lassen doch deren Form, die mit der Feinheit und Glätte angewehten Schnees vergleichbar ist, unversehrt.

Die umschließenden Berggestalten halten, eben durch die vorgeschobenen grünen Hochflächen, sehr verschiedene Entfernungen und wirken mit dem Reiz einer Gesellschaft, die sich eingefunden, deren jedes einzelne Mitglied von besonderem Wesen ist und damit eine Erwartung erregt. Sie lieben entschiedene Formen, und nicht zufällig scheint es, daß der eine formlose Berg, der Sandling, am weitesten weggerückt bleibt und damit zugleich als sein Amt ausübt: auch dem Himmel sein Recht zu lassen. Der Beschauer wird sich nicht ohne einige Überraschung klar werden, daß es eigentlich die Gerade ist, die in dieser zackigen und trümmergroßen Bergumgebung zur Geltung zu kommen sucht, gleichsam als träte sie immer wieder zu unbestimmt bleibenden Versuchen an. Gegen die östliche, die steirische Seite hin erscheint sie am regelmäßigsten, und den Ausblick dorthin könnte man sich allenfalls auch andernorts geboten denken. Hier wiederholen bewaldete Berge gewiß sechs- oder siebenmal in mancherlei Größen die simple Form des Ameisenhügels; scheinbar sind sie untereinander nicht verbunden und haben doch die heitere Beziehung zueinander, als wären sie alle gleich wichtige und gleich berechtigte Versuche eines und desselben Dings. Ihnen

gegenüber ist es eine Einmaligkeit, die der gewaltige Saarstein aufweist: er ist in diesem Tal anwesend wie ein raubtierähnliches Lebewesen mit langen Flanken und wilden Gliedern. Er zeigt neben einem lang hingewölbten Rücken ein Paar riesiger, in ungeknickter Schräge aufstrebender Zähne, der eine schärfer, der andere stumpfer, beide aber mit ihrer pfeilerhaften Wucht und mit dem Reiz ihrer Unähnlichkeit das Auge immer wieder bannend. Hier ist es der Umriß, der die Gerade bietet; der gleich riesige Nachbar bietet sie sanfter und malerischer, weil sie in der inneren, zutage liegenden Formung des Gesteins auftritt. Ich meine die große ungefüge Masse des ‚Zinkens', der als Vorberg des Dachsteins, wie ein Schild, den der Eisriese zu seinen Füßen aufstützt, den Blick nach Süden für viele Stellen des Tals allein für sich in Anspruch nimmt. Nach dem Tale senkt er sich zuunterst mit einer schroffen, vorwiegend waldbesetzten Abfahrt, seine oberen Teile aber weisen im Gestein schräge, nach dem Saarstein zu aufgestellte Schichtenlinien: reiche, oftmals wiederholte Bänder, dunkel im Dunklen, mit ihrer Richtung nach oben einen großartigen, nun zur Erstarrung verurteilten Willen ankündigend, dessen Ziel, nicht ersichtlich noch ahnbar, in den ungeheuren plumpen Körper des Berges hinabgesunken scheint.

Vollends die Ruhe, die eine Berggestalt nur aufweisen kann, zeigt der Loser. Seine Rast scheint tierisch wie die eines Wiederkäuers, eine gelassene Wehrlosigkeit ist in ihm, in der er sich von Gewittern und Stürmen überfallen, umklammern und wie zu Mißhandlungen einhüllen läßt. Wie sehr er einem ruinenhaften Zustand hingegeben ist, drücken ohne weiteres die wunderbaren waagrechten Linien seines hellen Kalkkörpers aus: er ist von sauber geschichtetem Aufbau, aber in zwei große Trümmer zerfallen, der eine Teil nach rechts, der andere nach links gebogen; die Rücken, die sie einander zukehren, überhaucht dünner Pflanzenwuchs, der eine Teil will nichts vom andern wissen, nur jene Linien der Gesteinsschichtung streben zueinander, setzen sich, die weit klaffende Stelle überspringend, fort und halten an einer Einheit fest, die vor unausdenkbaren Zeiten dahingegangen. Wie die anderen Berge dieses Umkreises in der Er-

regung ihrer starr gewordenen Massen: ihrem leidenschaftgeprägten Angesicht gegenüber liegt diese Berggestalt des Losers als ein schlummernder Wächter da, nichts von Gefahr ist an seiner sonnigen und luftigen Wildheit und Einfalt, er ist ganz Frieden, und es ist eine Art Vertrauen, mit dem ihn der Blick, der hier überall beschäftigte und angeregte, sucht von den friedevollen Fluren.

Weinland

Ganz aus der Welt scheint es mir hier; ganz ihr entrückt ist das Häuschen in den steirischen Weinbergen, wohin mich Freunde zu kommen baten, und es ist ganz das, was sie mir verheißen haben. Der Gedanke an diesen kleinen Besitz erfrischt und beflügelt ihnen ihre Woche in der Stadt, und sie achten der Entfernung nicht und nicht der Mühe, mit der sie die Dinge des Bedarfs heraufschleppen auf ihre Höhe, um sich das Behagen des Aufenthaltes allmählich zu gründen und zu sichern. Der Ankömmling legt den Rucksack ab, fühlt die leichte Brise gut auf der erhitzten Wange, am ländlichen Tisch läßt er sich nieder, und die Blicke auf das kleine niedere Haus, auf Blumen, Grün und Reben und in eine Umgebung, die nichts davon Unterschiedenes vorweist, bekräftigen dieses Wohlgefühl: ganz aus der Welt ist es hier.

Dieses Gefühl hat sich freilich auf dem Weg hierher schon einstellen müssen, und noch nicht mit dem vollen Behagen, welches nun das Ziel schenkt; hat man doch nicht einmal ganz leicht hierhergefunden zu dem einen unter den zahlreichen auf den Höhen verstreuten Häusern. Ein Abschnitt des Weges um den andern nahm die Zeichen der Welt hinweg. Zuerst eine Stunde Bahnfahrt von der Stadt. Dann von dem kleinen munteren Marktflecken eine Stunde Fußwanderung in ein Seitental, in ein Dorf, wo es immerhin noch Kaufläden, Arzt und Postamt gibt. Nun noch eine weitere Stunde in diese Hügelwelt hinein. Die Fahrstraße bleibt im Tal; dort ziehen die Fuhrleute, ein paar Wirtshäuser für sie gibt es dort, aber sonst wohnt man drunten nicht. Man wohnt auf den Bergen, in den Weingärten, im Licht. Langwierig winden sich die lehmigen Karrenwege in

die Höhen, oft gehts wieder hinunter und noch einmal hinauf; keine Ortschaften sind hier, nur weit gedehnte Gemeinden von Einzelhöfen. Man hört aus einiger Ferne das erste Windrad: wie horcht man auf, es ist eine neue Sprache, von der zu wissen man hierher gekommen ist. In einem Waldstückchen, durch das man emporklimmt, berührt das Auge der nicht gewohnte Anblick der Edelkastanie. Mit plötzlicher Freude fühlt man das Versprechen von Sonne und Himmelsblau, das sie gibt; auf dem lorbeerhaften Glanz ihrer starken graden Blätter mit der feinen Haifischzähnung scheint es zu stehen. Und schon taucht man aus dem Grün zu den hellen und heiteren Räumen der Hügel: fast mit jedem Schritt wandeln sie sich und als ob sich der eine immer besser beschaffen erweisen wolle als der andere. Zuletzt, fast wäre man am Ziel vorbeigegangen: ein Wiesenpfad, unter Obstbäumen: da sind wir. Das Haus an den Abhang angelehnt, kleine Fenster mit roten Vorhänglein und ein Bänkchen vor der Haustür. Eine Holzlage, ein Gemüsegarten; die Quelle nicht ganz nahe beim Haus, aber auf bequemem Weg zu erreichen, so daß das Wasserholen ein Genuß wird. Und eine Stille: ganz aus der Welt. Da fängt das Windrad aus dem Weinberg an: hart, gellend schlägt Holz auf Holz, es will einwenden, daß hier gar kein so auserwählt stiller Winkel ist, und was es in aller Welt gibt, die Wache vor der Begehrlichkeit des andern, den Kampf um den Bissen, gibt es auch hier. Indessen der Luftzug legt sich wieder; es hat nur seine Laune gezeigt, hat nur gestrampelt, hält schon stille.

Jedoch dann kommt man allmählich wirklich ab von dem Gedanken: ganz aus der Welt. Das Windrad schweigt, und was da stumm um einen in der Sonne gebreitet liegt, das beginnt zu sprechen, und wieviel weiß es zu sagen, welch eine Geselligkeit ist das, wie reich, wie vielfältig, wie anmutig! Nicht abzuzählen sind die Hügel, mit denen sich der Bergzug rings um unsern Platz zu Tale wellt, mit denen es dahinter wieder aufsteigt; wie mit den vielen Teilen eines endlos aufklappbaren Bilderbuches ist die Welt ringsherum aufgeschlagen. Man wird nie fertig werden mit dem unendlichen Stoff, der da zu sehen ist. Zunächst hat jeder dieser bebauten Hügel, die sich anein-

anderketten, ein anderes Gesicht, und ein jedes hat seinen besonderen Ausdruck. Da ist eine Kuppe breit, und das Haus darauf friedet sich behaglich mit Obstbäumen ein. Der nächste Hügel ist ernsten, ja feierlichen Anblicks: mit seinem Föhrenbestand ist er erhoben wie ein kleines Golgatha, eine Sandwand fällt scharf ab in den Schatten, erst davor ist die Bauernwirtschaft. Ein anderer trägt wahrhaftig eine Krone: eine ganz heitere, blanke: nicht anders steht die gerade Hausgestalt auf ihm, die Fenster glänzen, Pappeln überwachen das Dach. Wieder ein anderer zeigt unserm Blick nichts als die kahle Rundung, die voller Weinstöcke steht: man fühlt es wohlig, wie das in der Sonne liegt. Ein anderes Haus wieder wendet sich, als läge es auf einer Landzunge im Meere, ganz der Ferne zu. Unauskostbar vollends bleibt, wie jeder Hügel seine Form ausschwingt und zum nächsten findet, ihm eine kleine leuchtende Kapelle an die Wegbiegung entgegenschickt, wie eine kleine Baum- oder Buschzeile oder ein Maisfeld die natürliche Form des Bodens im einzelnen betont und verziert; so tun auch die Weingärten, stückweise an die Abhänge verteilt, überall: sie legen das Muster hin, das sich aus den regelmäßigen Reihen der Weinstöcke ergibt; die Form des Bodens wellt es, schneidet es zu, begrenzt es, bringt reizvollen Gegensatz heran: der dunkelste Farbton ist dann ein ungebändigtes Waldstück, das eine Furche füllt, wo ein Wasserlauf gehen mag, die Wipfel begleiten es abwärts, dorthin würde die Rebe nicht mitgehen, und nur der hohe Wuchs der Fichten und Buchen weiß sich ihr entgegenzustrecken.
Alle Weltgegenden voll von Schaubarkeiten: denn hinter den nahen Hügeln folgen die ferneren; hoch gelegene, weiß leuchtende Kirchen geben dem Umkreis seine Abschnitte; ein ungeteilter lang gestreckter Bergrücken senkt sich dahinter der Ebene zu, über ihm, schon weiter in den Dämmer entrückt, ein anderer mit gewaltigerer Masse, und drüber noch, eckiger, wie etwas ferne Umgeworfenes, Berge des Oberlandes, die wilden, deren Anblick man hier gar nicht erwartet hätte. Aus der Welt? Wie hatte man unrecht! Man fühlt mit weiterer Brust, man ist mitten darauf. Es ist ihr Glanz, der auf allen Höhen und Tiefen betörend schimmert; und der Weinstock ringt ihn der Erde ab.

Wo der Weinstock ist, ist die Welt. Das Zeichen der Menschenhand trägt er überall erkennbar. Er bedarf ihrer ohne Unterlaß, die lockere Krume des Bodens spricht es aus und die Rebschnur, die seidenglänzenden Stecken und die bläuliche Farbe, die seine Blätter zum Schutz seiner Gesundheit befleckt; und die Ordnung, mit der sich ein überhängender Wipfel an den anderen, als müßte das kühne Gebäude zusammenbrechen, mit jüngstem zartem Blatte reiht. Seine Betreuung kostet so viel Mühe wie nichts anderes, nicht die Brotfrucht, nicht der Honig, nicht die Milch. Das Mühseligste knüpft er an seine Lebensgeschichte und das Freudigste. Das Freudigste, das er so reichlich spendet, daß darüber das Mühselige aus dem Gedächtnis schwindet oder als überstanden nicht mehr gilt. Wo die Traube ist, ist Welt; nicht umsonst ist sie die Wiege für die Lust der Welt. Ein Laubengang, in dem die Trauben hängen – erst recht ihre Anwesenheit zu entdecken, mit freudigem Schreck zu entdecken – welch ein Gemach! Wie nach den köstlichsten Wandmalereien auf alter Palazzodecke muß man fort und fort schauen, will man die verborgenen und beschatteten finden, will verstehen, wie jede anders schön ist, anders hängt, andere Fülle zeigt, anders die Blätter hinter sich läßt, die sie bedeckten, anders die prall gewordenen betauten Beeren aneinanderpreßt – mit einem Ausdruck voll Unschuld und voll Willen, der manchmal wie ein Tierblick zu berühren scheint, denn so viel warmes Leben ist in ihr. In der Rebenwand vor mir lassen die Lagen der Blätter Lücken, die Farbe der Ferne blaut hinein: gleich zarter Hauch liegt über den Beeren wie über den gestuften Reihen der Hügel, die Kopfwendung ist lustvoll, mit der man den einen Blick mit dem andern vertauscht, aber man wird nicht wählen und nicht vergleichen, man wird für das Land, für seine Nähe wie seine Ferne, nur das eine stille Wort wissen: Habe Dank!

Das Windrad, im Weingarten neu aufgerichtet, weit vielgliedriger und kunstreicher, als man sich so ein Ding vorstellt, mußte freilich nach kurzer Tätigkeit, die es mit dem Eifer eines bösen Geistes versehen hatte, abgestellt werden. Denn der Stille, die man gesucht, tat es doch einigen Eintrag, und wenn der Wind

nicht nachließ, so gefährdete es die Nachtruhe. Das Einstellen war eine besondere Leistung der jungen Hausfrau, die, obzwar selber an den Lärmmacher schon gewöhnt, sich in ihren Turnanzug warf und geübt, gertenschlank und sonnengebräunt wie eine Zigeunerin, die Stange erkletterte. Das Sprechen der entfernteren Windräder aber tönte sehr anmutend herüber, manche waren höchst klangvoll, die Stille sang mit ihren Stimmen.

Es gab keine Glocken; kein Uhrenschlagen; kein Rufen von Kraftwagen; und nur in tiefer Nachtstille konnte man versöhnten Gemüts ganz ferne Züge rauschen hören. Aber lag nicht doch etwas von Sehnsucht auch wieder in diesem Horchen? Und dann, bei vollem Sonnenglanz, in diesem Schauen nach der völlig aufgetanen, reichgestaltigen Ferne? Ich kam an dem angebundenen Windrad vorbei. Es knurrte in seinen Banden. Es wollte im Wind sein und ihm nachgeben und ihn ausrufen, es begriff nicht, wie man es quälen konnte, da hier der Anspruch und das Recht bestünde, die Zunge gelöst zu haben. Über den Wiesenpfad kam barfuß, lautlos, der Nachbar und brachte eine Flasche gelben Weines.

Aus dem ‚Steirischen Lobgesang'

*

Edgar Dacqué / Sprüche

Verhüllter Sinn

Der recht das Leben lebt, des Herz ist leid und wund;
Das wahre Sein trägt stets den Schmerz im Untergrund.

Die Entschleierung

Zwei Wege gibts, Natur den Schleier wegzuheben:
Der eine führt ins Nichts, der andre hin zum Leben.
Verhärtetem Gemüt und trockenem Verstand
Erscheint ein drehend Rad an einem endlos Band.
Doch nahst in Ehrfurcht du und frischen Herzens ihr,
Strahlt sie lebendgen Sinn in stiller Keuschheit dir.

Wer ist dein Schutz?

Das ist gar große Qual, so wie ein Fürst zu leben,
Geschützt von äußrer Macht, von Häschern stets umgeben.
Ach, sprich doch nicht so fern vom Mächtgen dieser Welt:
Du bists und bist in dir von Teufeln stets umstellt.

Begrenzte Welt

Was du gestaltet siehst, ist noch nicht die Natur;
Unzählbar Wesen gibts; dir offenbart sich nur,
Was du nach deinem Sinn und Fühlen kannst erleben –
Wie könnt in Gott es je ein End des Schaffens geben!

Schöpfung im Nichts

Im Anfang war das Wort, Gott selber war das Wort;
Das brach ins Dasein auf und zeugte fort und fort.
Nichts, was im Dasein west, ist ohne es gemacht,
Es hat – o staunt! – den Schöpfer selbst hervorgebracht.
Die Gottheit war das Nichts; erst als das Wort gebar
Den ewgen Gottessohn, Gott Schöpfer, Vater war.

Gott bejaht nur

Gott störet nie und nichts, läßt allem seinen Lauf;
Wüßt er ein Nein und Nicht, hört' alles Wesen auf.

Der Mensch ist ewiges Urbild

Da zielt die Schöpfung hin, daß Gott den Menschen fände;
Und was dies wirken könnt, erschufen seine Hände.
Da alles war geschehn, erhob er aus dem Tier
Die menschliche Gestalt, gab seinen Odem ihr.
Auf dieses Urbild ging der ganzen Schöpfung Sinn:
So war der Mensch das Ziel und so der Anbeginn.

Aus dem Spruchbuch ‚Das Bildnis Gottes'



Edzard Schaper / Feldgericht

Als die fünf Offiziere sich dem Rentamt näherten, darin die Sitzung des Feldgerichts stattfinden sollte, fiel ihnen auf, wie ungleich belebter die Gegend um das frei an einem fast kreisrunden Platz gelegene große Gebäude war als etwa der Marktplatz, den sie eben überschritten hatten. Die spärliche Beleuchtung in den Straßen und der armselige Lichtschein, der aus den Fenstern der Häuser sickerte, vervielfachten die Finsternis der Nacht, wenn auch von der frischen Schneedecke ein Leuchten ausging. Ungehindert von Vorhängen aber flutete Licht aus all den großen Fenstern der Rentei in ihrem zweiten Stockwerk, und weil auch in den Gefängniszellen zu ebener Erde Licht brannte und Licht auf allen Treppen und Gängen des großen Hauses, dessen Hauptportal, von zwei Ulanen bewacht, weit offen stand, wurde der Platz, in dessen Mitte die Schneedecke sich völlig unberührt erhalten hatte, so stark erhellt, daß man gewahren konnte, wie nicht nur einzelne Menschen und murmelnde Gruppen im Gänsemarsch auf den schmalen, eben erst ausgetretenen Pfaden dem erleuchteten Hause zustrebten, sondern wie auch in dunkleren Winkeln dort, wo Häuser angrenzten, Grüppchen von eng sich aneinander drückenden Leuten standen, flüsternd und tuschelnd, aus jedem Lichtstrahl fliehend, und hier und da ein finster wachender Einzelgänger, der sichs sogar versagt hatte zu rauchen, damit nicht das glühende Pünktchen des Tabakbrandes ihn und seinen Standort vorzeitig verriete.

Diese Anteilnahme an dem, was gleich beginnen sollte, schien dem Rittmeister von Ovelacker entbehrlich, und deshalb gab er gleich beim Betreten des Gerichtsgebäudes dem Wachtmeister, der die Posten vor den Zellen und vor dem Portal und auch die Eskorte, unter der die Gefangenen vorgeführt werden sollten, befehligte, die Weisung, daß der Platz abzusperren wäre und nur Anwohner ihn betreten dürften. Unter Straßenkundgebungen und Aufläufen wollte er die Feldgerichtssitzung nicht abhalten.

Er ging mit seinen Offizieren in den großen Saal hinauf, der den meisten noch unbekannt war, und nach flüchtiger Überschau,

ob alles so eingerichtet worden wäre, wie ers gewünscht, zog er sich mit ihnen in ein angrenzendes Zimmer zurück, das er ihnen als Beratungsort vorbehalten hatte. Abgesehen davon, daß man ihn mit etlichen Stühlen mehr versehen, weil hier für gewöhnlich während der Amtsstunden nur zwei für die zwei Schreibtische und die beiden Beamten an ihnen vonnöten schienen, war dieser Raum unverändert geblieben.

Der Kornett Kosljaninow bemerkte, als er seinen Mantel auszog, zu dem Leutnant Maklakow, der Saal sähe wie eine Sektenkirche aus. Der lange, mit grünem Filz bedeckte Richtertisch, an den fünf Stühle geschoben waren, die Bankreihen vor ihm für die Angeklagten, die ihren Richtern von Angesicht zu Angesicht gegenübersitzen mußten, und endlich die Bänke zur Rechten und zur Linken vor den Langwänden des Raumes für die Zeugen, – er hätte sogleich an eine Kirche denken müssen, zum mindesten an eins der Sektenbethäuser, in denen leichtfaßliche Auslegungen für die geistig Armen verabreicht wurden.

Der Leutnant Maklakow war nicht sehr angetan von dieser Bemerkung. Ihm war die Kehle seltsam trocken. Als er den Mantel abgelegt hatte und sich umsah, ungewiß, was jetzt geschehen sollte, fragte er sich, ob er tatsächlich der einzige unter ihnen wäre, der zum ersten Mal in seinem Leben zum Richter wurde. Er meinte: nein; für den Leutnant Möller und den Kornett Kosljaninow war es bestimmt auch das erste Mal; ob für den Rittmeister und den Oberleutnant Charusin, wußte er nicht zu entscheiden.

Die Burschen waren im Hotel geblieben. Es meldeten sich jetzt drei Ulanen, die der Wachtmeister den Offizieren als Ordonnanzen hinaufbeordert hatte. Ihnen wurden Plätze an der Stirnwand des Saales, in der Ecke unter dem Heiligenbild, angewiesen. Dort hatten sie auf ihre Aufträge zu warten.

Die Offiziere waren mittlerweile alle fertig geworden; eine von den Ordonnanzen bekam den Befehl, die Schließung des Portals zu veranlassen, das nur noch für verspätete Zeugen geöffnet werden sollte, und die schon wartenden Zeugen in den Saal zu bestellen. Als letzte sollten die Gefangenen hereingeführt werden. Zu ihrer Bewachung während der Sitzung

hatten zehn Ulanen Befehl erhalten. Sie standen zu beiden Seiten der Bankreihen, mit geladenem Gewehr, und auch für ihre Ablösung war Vorsorge getroffen. An den Schmalseiten des großen Tisches, hinter dem die Richter saßen, war Platz für je einen der Schreiber, die die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung und die Beschlüsse des Gerichtes aufzeichnen sollten.

Der Oberleutnant Pjotr Sergejewitsch Charusin war der erste, der, zwischen den Schreibtischen und Aktenschränken umherwandernd, sich eine Zigarette anzündete; der Kornett Kosljaninow tat es ihm nach, jedoch nicht, ohne zuvor ein leises: Erlauben Sie? an den Rittmeister gerichtet zu haben, dem er, als er ein zerstreutes, gewährendes Nicken zur Antwort erhielt, sogleich sein silbernes Behältnis hinstreckte. Und bald rauchten sie alle, die fünf Offiziere, auf und ab schlendernd, Charusin am Fenster stehend, Möller dem Anschein nach in eine Ausgabe des ‚Reichsanzeigers' vertieft, die er auf dem Schreibtisch eines der Beamten gefunden. Es fiel kaum ein Wort. Nach einer Weile trat der Rittmeister ans Fenster zu Charusin, der dort immer noch in tiefem Ernst stand und mit der Linken sein dünnes Bärtchen zwirbelte, indes die Rechte dann und wann selbstvergessen die Zigarette an die Lippen führte. Beinahe wortlos machte der Oberleutnant ihn auf den Lichtsektor eines Leuchtturms aufmerksam, der irgendwo weit vor ihnen stand. Die Lichtquelle blieb verborgen, nur der fächerförmige Strahl ward unaufhörlich in die Finsternis gesät. Überdem war der Schein der beiden Tischlampen in dem kleinen Zimmer immer rötlicher geworden, die Hitze über den Lampenzylindern wirbelte immer dichtere Schwaden blauen Rauches empor. Niemand sprach. Hin und wieder nur hob einer der Offiziere lauschend den Kopf.

Im Saal begann es zu scharren und zu hüsteln. Die Zeugen wurden hereingeführt und auf die ihnen bestimmten Bänke gewiesen. Der Leutnant Möller durfte stolz sein auf die stattliche Schar von Mitwissern, die er ermittelt hatte, Männer und Frauen, die linkisch und furchtsam über das Parkett zu ihren Sitzen schlichen, die Frauen in dicken Kopftüchern, die sie auch hier im Saal so wenig ablegen wollten wie ihr Kleid.

Ein Entsetzen kroch ihnen allen ins Herz beim Anblick des grü-

nen Tisches und der noch leeren Bänke vor ihm. Mit trockenen, heißen Augen starrten sie vor sich hin, längst voller Reue, daß sie im ersten Schreck bei der Ankunft der Soldaten etwas gesagt hatten, was sie später hierher gezwungen hatte. Die Männer drehten ihre Pelzmützen in den Händen und starrten zu Boden. Wenn auch irgendein Beherzterer unter ihnen einmal dem Nachbarn etwas ins Ohr flüsterte, – dem fehlte es an Mut zu antworten. Es war ja Krieg! Und Krieg bedeutete für sie immer, daß sogleich geschossen wurde. Vielleicht war es auch verboten, daß sie miteinander sprachen? Und doch, – sie gruben ihre Zähne in die Unterlippe –, und doch: schlimm war es, hier zu sein, aber um wieviel schlimmer, nach Hause fahren zu müssen! Sie saßen reglos; selbst ihre Hände, die eben noch die Mütze gedreht hatten, rundherum, rundherum am abgegriffenen Rand, an dem der Pelz wie von der Räude ausgegangen war, selbst ihre Hände hielten inne, alles an ihnen lähmte die Angst vor dem, was nun folgen würde: hier im Saal, zu Haus in der Gemeinde, wo Nacheboten von Gesinde zu Gesinde schlichen, einmal mit der Flinte, ein ander Mal mit der Petroleumflasche, um die Verratenen an ihren Verrätern zu rächen. Warum aber hatten sie das nicht früher bedacht und ihre Zungen in acht genommen? So getan, als wüßten sie nichts? Ja, warum! Alles an ihnen lähmte die Angst. Nur ihr Herz schlug weiter zum Zerspringen, ihr Atem ging wie ein Keuchen, und insgeheim schwor sich ein jeder: Ich sage nichts mehr!

Die Bänke, die man für die Zeugen bestimmt hatte, waren schon längst gedrängt voll. Auf der vordersten saß der alte Koiri-Bauer. Er war später gekommen als die meisten, aber er hatte sich einen Platz auf der vordersten Bank erobert und eigensinnig darauf bestanden: er müßte hier vorn sitzen, auf diesem Platz und keinem anderen, diesem, ja diesem, dessen Eigentümer er beharrlich an der Schulter zupfte: aufstehen möge er, aufstehen und ihm den Platz überlassen. Er war ohne Scheu, der Alte, daß man irgend etwas an seinem Gehaben mißfällig aufnehmen könnte.

Drei hat er zu verlieren, drei Söhne, seine einzigen Kinder, die Erben des Hofes! war es manchem durch den Kopf gegangen,

und endlich war auch der Eigentümer des begehrten Platzes aufgestanden und auf eine der Bänke weiter hinten gerückt. Mochte er da sitzen, der Koiri-Jaan, vielleicht richtete er dort vorn auf der ersten Bank mehr für seine drei angeklagten Söhne aus als von einer der hintersten!

Und da saß er nun, der alte Bauer! Stöhnend hatte er sich hingesetzt. Seine rotgeäderten, hornigen Augäpfel starrten in die leeren Bankreihen vor dem grünen Tisch. Sein Mund stand halb offen, der graue Bart verbarg es. Er atmete einen rasselnden, pfeifenden Atem, wie unter einer schweren Last, wenn er sie aus der Mühle getragen, saß da wie gefroren, die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, regungslos. Es war ganz still im Saal bis auf ein vereinzeltes Hüsteln; so still, daß man es hören konnte, wenn irgend jemand würgend seinen Speichel herunterschluckte. Selbst der Krüger vom niedergebrannten Karrosilm-Krug, der mit vieren oder fünfen von den Seinen gekommen war und eingeschnürt in seinen besten Staat, den er aus der Feuersbrunst gerettet, neben dem Alten saß, – selbst der Krüger, der anfangs noch manchmal mit seinem Nachbarn zur Linken getuschelt hatte, sagte nichts mehr und schwitzte in stiller Erwartung.

Mit einem Mal aber begann der alte Koiri-Bauer seine Stiefel vorzuschieben, als suchte er einen festen Stand, weil er gleich aufspringen müßte, und zog sie wieder scharrend zurück, um sie gleich danach abermals vorzuschieben. Seine Rechte, eine schwere, tiefbraune Hand mit dickem, blauem Adergeflecht auf dem Rücken und tief eingewachsenen, fast unkenntlichen Nägeln fing an, über das Knie zu streichen, unablässig, hin und her, hin und her. Manchmal krümmten die Finger sich und schienen sich in den Pelz krallen zu wollen, aber gleich ließen sie wieder los und strichen weiter. Und da erst, lange nach ihm hörten die anderen das Geräusch von ferne: die Schritte, viele, viele Schritte, das Schlagen schwerer Türen, das Kreischen eiserner Gitter, ... und dann, treppauf, näher und immer näher kommend, das Getrappel vieler Füße, ein Schleifen und Scharren über die Kalksteinfliesen der Treppenabsätze, geleitet von klirrenden Stiefelschritten, taktfest, so, wie eine drängende,

trappelnde Herde von ruhigen Hirtenschritten eingehegt wird; näher und näher, ganz stumm, nur Schritte, nur Scharren, nur Schleifen; kein Wort, kein eigener freier Wille, nichts, gar nichts; nur Gang, Gang über Treppen und Gänge, zum Gericht ...

Das war so grausig, daß den meisten der kalte Schweiß ausbrach; die Hände klammerten sich feucht um die Kniee. Manche Gesichter hoben sich, manche Augen spähten nach der großen Tür, – die meisten Köpfe aber duckten sich, ihre Augen sahen gar nichts, den Weibern schwammen sie in Tränen. Nur der feiste Krüger blickte geradeaus, als hätte er nichts gehört. Da erschien der erste Ulan der Eskorte in der Türöffnung am Ende des Saales. Und hinter ihm kamen sie ...

Mit zitternden Knieen reckte der alte Koiri sich, versuchte gar aufzustehen, erhob sich auch um ein paar Zoll, sank aber wieder zurück auf die Bank. Das Kinn fiel ihm kraftlos hinunter, sein Mund klaffte auf, alles unsichtbar für seine Nachbarn in dem struppigen Bart, der sich sträubte und zitterte. Seine Zunge wanderte fortwährend über die rissigen, ausgedörrten Lippen, das Gesicht glühte ihm hier in der Wärme, und die kraftlosen Hände griffen und griffen, wie bei einem Sterbenden, ins Leere hinein. Neben ihm schaute der Krüger auf die Schar, die in die Bankreihen schlich, bis mit einem Mal ein heiseres Röcheln die Brust des Alten neben ihm sprengte. Der Koiri-Bauer hatte seine drei gefunden! Die Augen gingen ihm über, eine tiefe Ermattung schien ihn zu überkommen, unsäglich glücklich, daß sie lebten, daß sie noch lebten! hockte er da auf der Bank und schien immer wieder einmal aufstehen zu wollen, um sich zu ihnen zu schleppen.

Je vier in einer Reihe wurden sie hereingeführt.

Die Männer in der Zeugenbank rieben sich die Augen, als müßten sie sich wie beim Erwachen das Schlafkorn aus ihnen wischen. Die Frauen atmeten tief auf und senkten den Blick. Und nicht nur sie gewahrten das, – auch jedem anderen, der sie sah, wäre der stumme Zug durch mehr als nur durch die Augen gegangen. Es war die Erbärmlichkeit selbst, die da über das matt spiegelnde Parkett zu den Bänken schlich, um an den Wacht



Daniel Chodowiecki: Die Lange Gasse in Danzig

haltenden Ulanen vorbei auf die Plätze zu rücken: Mann um Mann, so, wie er gefangen genommen worden war, so schmutzig, wie die Ulanenlanze ihn gefällt hatte, unter dicken, angegrauten Verbänden die Wunden, die er davongetragen, fahl von der luftleeren Enge des Gefängnisses, von Schlaflosigkeit und schmaler Ration, so zerlumpt, wie ihn das heimliche Lager im Stroh und die Pürsch durchs Gestrüpp auf seinen Raubzügen, so geduckt und gedemütigt, wie ihn die Einsicht, zu der er mittlerweile fähig gewesen, hatte werden lassen! Manche freilich, die schlichen nicht, sondern gingen, gingen sicher und selbstbewußt, schneller als die anderen zu den Bänken; andere aber, es waren in Wirklichkeit nur drei, gingen, als wären sie müde von einem schweren Tagwerk. Sie hielten sich eng beieinander, einmal gar legte der eine von ihnen dem anderen eine Hand auf die Schulter, als ob er ihm bedeuten wollte: diese Bank hier wäre es, hier müßten sie hinein.

Unter dem hellen Lampenlicht in dem großen Saal, zwischen den reinlichen Wänden und den eingedunkelten großen Bildern daran, auf dem spiegelnden Parkett sahen die Gestalten doppelt verwahrlost aus, aber so manchem der Männer und vielen der Frauen auf den Zeugenbänken wirbelte bei ihrem Anblick eine Erinnerung durch den Kopf: das brennende Gutshaus, der funkenstiebende Stall, der grölende Menschenhaufe, der durch die Haupttür des Herrenhauses in die Halle gestürzt war, die torkelnden Gestalten, die beladen mit Sachen aus dem Haus herausgerannt kamen, als die Flammen zum Dach hinausschlugen; Fäuste, Armbinden mit einem roten Stempel, Flaschen, die aus den Jackentaschen lugten, wilde Reden, Hohngelächter, wie man es der alten Ziege und ihrem Böcklein eingetränkt, der Gutsherrin und dem Jungherrn ... Die Erinnerung wurde vielen so wach, daß ihnen der Atem stockte wie damals, weil heute der Schein der Lampen wieder so rötlich auf die Gesichter fiel wie von einem Brand; weil die Haare derer dort auf den Bänken so struppig und verwildert waren wie bei den Kerlen am Abend; weil die Hemdkragen ihnen heute so weit offen standen wie damals auch und weil bei ihnen auch heute wieder blaue Ranken von grimmigen Tätowierungen dort sicht-

bar wurden, wo das Hemd sich verschob, weil die Gesichter... die Gesichter... O Gott! würden sie es sagen müssen? Wirklich sagen müssen? ... Der kleine Schwarze dort hatte erzählt, wie er der Herrin einen Fußtritt versetzt hatte, daß sie der Länge lang hinstürzte, um nicht wieder aufzustehen, und der letzte in der dritten Bank, der große Sommersprossige mit dem flachshellen Haar – ein Waggontischler aus Reval wäre er, hatte er erzählt –, der war zu den anderen gelaufen gekommen und hatte sie gefragt, ob sie es auch einmal mit einer Deutschen versuchen wollten, vielleicht wäre es gar eine von blauem Blut, der Baron hier sollte in dieser Beziehung ganz tüchtig gewesen sein, wie er gehört. Er hätte sie da drüben im Wagenschuppen eingesperrt, wahrscheinlich wäre es eine Lehrerin oder dergleichen. Wer da wollte, dem würde er den Schlüssel zum Schuppen geben, nur koste der Spaß drei Rubel Entree...
Ob sie das würde sagen müssen? Oder konnte sie so tun, als wäre dieser Wolf ihr nie über den Weg gelaufen? Die arme Lydia aber saß nun zu Haus und heulte sich die Augen aus und hatte das Fieber bekommen und sonst noch manches, wovon man unter Christenmenschen gar nicht reden konnte; zwölf Rubel hatte der Kerl mit ihr verdient, ohne daß sie sich hatte wehren können! Und da sollte man schweigen? Nichts sagen? So tun, als wüßte man nichts? Hatte der kleine Schwarze etwa ein Recht gehabt, die Frau zu mißhandeln? Die Frau – das ließ sich auch nicht verschweigen –, die Frau hatte ihr geholfen, als sie im ersten Wochenbett lag. Jawohl, die Baronin, ihr, der Uuetoa-Liine! Und später hatte sie ihre Kinder vom Tode errettet, als sie an den Masern daniederlagen und es beinahe schon zu spät war. Und als ihr Juhan damals mit der Leppiko-Witwe anbandeln wollte, hatte sie ihm den Kopf gewaschen, ihm gut zugeredet und ihn wieder zu seiner angetrauten Frau geschickt. Das alles ließ sich nicht vergessen. Allerdings, die Barone waren nun einmal Barone, und richtig war es nicht, daß sie die Herren hier waren. Was hatten ihre Mutter und ihre Großmutter ihr so alles erzählt aus der langen Zeit der Tränen! Wie die Teufel waren die Herren gewesen, hart und habgierig, die richtigen Schinder! Ein Wunder, daß es jetzt

überhaupt noch andere Menschen als die Deutschen und die Halbdeutschen gab! Die Tidenküllsche Frau aber... Natürlich, sie würde ihren Kindern nicht erzählen können, was Mutter und Großmutter einmal ihr erzählt hatten. Also konnte sie dem Gericht doch etwas sagen, nicht? Eine gute Tat brachte Lohn, das sollte die Tidenküllsche Frau jetzt merken, wenn sie auch schon tot war. Und sie selber – vielleicht konnte sie ihren Lohn noch bei Lebzeiten ernten?

Mittlerweile hatte auch der Krüger vom abgebrannten Karrosilm-Krug einen Überschlag gemacht, ruhig wie am Ende eines Markttages, wenn viele Leute auf den Straßen gewesen waren, über die Kasse seines Schanktisches. Fünf von den Mordbrennern erkannte er wieder, fünf ganz bestimmt, und zum Glück war auch der Illusti-Jüri unter den fünfen, dort auf der vordersten Bank, dieser großspurige Hund!

Dem Illusti-Jüri, dem konnte man es heute eintränken! dachte ein anderer. Erst einem das Mädchen abspenstig zu machen und es hinterher in der Schande sitzen zu lassen und obendrein mit Hasenschrot zu antworten, wenn man ihm sagte, was für ein Schuft er wäre...! Gerade sah er herüber. Ja, mochte er nur Korinthen schwitzen vor Angst! Jetzt ...

Jetzt traten die Richter ein. Eins – zwei – drei – – fünf Offiziere. Und zwei Schreiber. Wie? Was war denn? Ach so, aufstehen sollte man, wenn sie kamen, so war das Knuffen und Puffen gemeint.

Der Karrosilm-Krüger stand ehrfürchtig auf. Dort kam der hohe Offizier, der ihn so freundlich angehört hatte. Er hätte mit der größten Bereitwilligkeit auch eine tiefe Verbeugung, wie vor dem heiligsten Heiligenbild, der Muttergottes in Kurremäe, gemacht, aber schon ohne den Bückling perlte ihm der Schweiß aus dem fettigen Haar die niedrige Stirn hinab, so gut angezogen, so gespannt war er in der steifen Hemdbrust und in seinem Rachedurst, daß die Brandstifter endlich büßen möchten.

Die Offiziere waren an den Tisch getreten, der Rittmeister zu dem hohen Stuhl in der Mitte, Pjotr Sergejewitsch Charusin ihm zur Rechten, zu seiner Linken der Leutnant Wladimir Kar-

lowitsch Möller; Maklakow und der Kornett Kosljaninow hielten die Flügel besetzt. An den Schmalseiten des Tisches richteten die Schreiber sich ein, breiteten das Papier aus, griffen zu den Stiften, zogen sich die Tischlampen vor ihrem Platz näher heran. Und mit den Offizieren setzten sich alle wieder. Nur die Wachen um das Geviert der Gefangenenbänke blieben stehen. Jetzt erst trug eine der Ordonnanzen aus dem Nebenzimmer, aus dem die Offiziere gekommen waren, ein Tischchen herein, auf dem etliche Gegenstände lagen. Was es war, blieb den meisten verborgen, denn der Ulan stellte das Tischchen hinter die Richter, so, daß der Rittmeister oder der Leutnant Möller nach hinten greifen mußten, wenn sie etwas brauchten. Der Leutnant wandte sich um und schien die Gegenstände noch einmal zu mustern, ob auch nichts fehlte von all dem, was zumeist er selber hinter den Namen der Gefangenenliste vermerkt hatte: eine Photographie, die eine kriegerisch ausgerüstete Miliztruppe der Aufständischen und in ihren Reihen viele von den Gesichtern zeigte, die jetzt den Richtern zugewandt waren, goldene Uhren mit Zetteln daran, wem sie einst zu Recht gehört hatten und bei wem man sie in den letzten Tagen gefunden, Waffen und Fahnen und endlich, obenauf, ein graues Leinensäckchen, das prall gefüllt war und so schwer wog, als enthielte es Gold, nur Gold. Aber das meiste von dem, was die Listen hinter den Namen vermerkten, hätte auf diesem Tischchen keinen Platz gefunden. Der große Saal wäre mindestens zur Hälfte gefüllt worden, wenn man in ihm aufgehäuft hätte, was auf Rücken, auf Karren und Wagen bei Nacht und Feuerschein in die ländlichen Höfe verschleppt worden war. Dazu hatte das Feuer ein ganzes Haus, so groß wie dieses hier, vernichtet, einen Besitz, den viele Geschlechter zusammengetragen hatten, unsichtbare Güter, die unwiederbringlich verloren waren. Konnten dagegen die Pferde und Wagen zählen, die die Sieger über die Bande erbeutet hatten, oder die Säbel und Dolche, die Revolver und Gewehre, die Kriegskassen und Flugblätter, das silberne Tafelgeschirr, das sich stückweise in Hosen- und Manteltaschen und Schultersäcken gefunden hatte, eine schmutzige rote Fahne hie und da, der plumpe Stempel eines

Revolutionstribunals, der schon das Schicksal Ungezählter entschieden? Fünfundachtzig Herrenhäuser waren in Livland niedergebrannt worden, fünfundvierzig in Kurland, vierundfünfzig in Estland! Und wieviel Scheunen und Ställe und Brennereien! Wieviel arglose Tiere waren zu Tode gefoltert worden, nur weil sie Deutschen gehörten! Wie viele Kirchen waren geschändet worden, wie viele Pastoren und Gutsherren, wie viele Soldaten und Offiziere erschossen, erstochen, zerfleischt ...! Aber wieviel lettische oder estnische Bauern hatten auch mit einem Flintenschuß durchs Fenster büßen müssen, daß sie ihren Herren anhingen oder nur im Verdacht standen, zu ihnen zu halten: all die ‚grauen Barone', beinahe verhaßter als die Barone selbst! Wie viele Gesinde mit ihrem Stroh- oder Schindeldach waren wie Fackeln verlodert, indes ihre Bewohner, halb von Sinnen vor Angst, sich im Qualm gegen die versperrten Türen und Fenster geworfen und ein Entrinnen gesucht hatten, das man ihnen unmöglich gemacht, bis sie, vom Rauch erstickt, unter dem zusammenstürzenden Gebälk ihres Hauses verbrannten!

Die Richter hinter dem Tisch und die Schreiber, die Zeugen auf ihren Bänken und die Angeklagten, die Ordonnanzen in der Ecke unter dem Heiligenbild, die wie zu Standbildern erstarrten Ulanen um das Geviert in der Mitte des Saales, – Sekunden oder nur den Bruchteil einer Sekunde lang war alles totenstill und unbeweglich, als wartete man noch auf etwas oder als wäre sie alle, die vielen Menschen, eine Scheu angekommen, in die gefahrvollen Beziehungen zueinander zu treten, die hier das Gesetz des irdischen Rechtes gebot: sich nie wieder vereinbar voneinander zu scheiden, für manchen vielleicht über den Tod hinaus, und im Leben noch eben dieses Recht anerkennend, das ihnen den Tod bestimmen konnte. Dieses in den Augen der Angeklagten seit einiger Zeit soundso oft gereinigte, gerechter gewordene Recht, wenn es, von freiheitsliebenden russischen Richtern oder Richtern aus ihrem eigenen Volk gesprochen, solche Kämpfer wie sie für den Mord an einem Deutschen nur zu einer kurzen Freiheitsstrafe oder für Raub und Brandstiftung nur zu polizeilicher Haft verurteilt hatte, weil man darin

nur einen ‚öffentlichen Unfug‘ zu bestrafen für nötig befunden. Dieses geschändete, erniedrigte, von bestechlichen oder insgeheim mit den Aufrührern liebäugelnden Richtern soundso oft verhurte Recht, empfanden die fünf Offiziere. Dieses Recht, das seine Hoheit aus göttlichem oder vermeintlich göttlichem Auftrag in politischen Plänen verloren hatte, und dazu seine Würde, das aber, wenn auch nicht in zurückgewonnener Hoheit und Würde, so doch in voller Strenge den Taten dieser vierunddreißig Gefangenen anzulegen ein Befehl des Oberkommandierenden dem Rittmeister noch vor wenigen Stunden geboten hatte. Es war nicht das Recht, das sonst von Richtern und Staatsanwälten und einer Heerschar von Beamten durch dickleibige Aktenbündel gezerrt wurde, bis es zu einem Schemen geworden war und, bedrängt von unzähligen politischen Kniffen und Pfiffen und geheimen ehrlosen Pflichten, keinerlei Anspruch mehr darauf erheben konnte, ein Maß für das Tun und Lassen der Menschen zu sein. Es war ein Recht, das sich schnell und aktenfremd gegen jeden Übeltäter richtete, so, wie ein waches Gewissen sich gegen den auflehnt, der es beleidigt; ein Recht ohne Rücksichten, ein Recht der Ehre gegen Ehrlose, ein Recht, das nicht in Anschauungen davon wurzelte, was der Mensch im Frieden seinem Mitmenschen schuldet, sondern ein Recht, das wie mit dem Geißelhieb der Furien trifft, ein Recht, das als düsteres Gesetz den Zeiten entsteigt, da der Mensch und der Friede nichts gelten: das Kriegsrecht.

Es gab keine Berufung gegen seinen Spruch, mochte er auf Tod, auf Rutenhiebe oder auf die Verbannung nach Sibirien lauten; und war auch der Zar der Statthalter Gottes im Heiligen Russischen Reiche, in dessen Macht es stand, selig zu sprechen oder zu verfluchen bis ins letzte Äon –: Es war das Recht der schuldbeladenen Erde, in dessen Spruch der Irrtum gesät ist und in dessen Wirken die Schuld, unter der alles Lebendige leidet.

Im Namen des Zaren eröffnete der Rittmeister Graf von Ovelacker die nächtliche Sitzung.

Aus einem kommenden Roman

*

Achim von Arnim / Letzter Brief eines Freiwilligen

Lieber Freund! Das Leben ist mir durch die Güte des Arztes aufgekündigt, ich muß leider ziehen, aber nichts würde mich so schmerzlich gekränkt haben, als wenn er mich mit guten Hoffnungen aus der Welt hinausgelogen hätte. Er hat noch mehr Güte gegen mich, er will auch diesen Brief an dich befördern, der kein Abschied von dir werden soll, weil ich den längst von dir genommen habe, sondern mein Vermächtnis, ein Angedenken von allem dem, was ich in den letzten Stunden gedacht habe; wer verlangt von einem Angedenken, daß es viel wert sei, – wenn es nur wert gehalten wird. Du weißt, daß auch mich eine politische Meinung den Waffen zugeführt hat; unter den Waffen aber fand ich mein Vaterland und mein Volk, das ich so lange vermißt und vergebens gesucht hatte. Nun wundre ich mich, wie ich mit meinen genügsamen Brüdern alles vergessen habe, was ich einst gedacht. Die Notdurft hat uns miteinander auch geistig in Reih und Glied gestellt, ich habe viel gelernt, ich wünsche, daß sie brauchen können, was sie von mir gelernt haben. Alles andere, warum ich mich sonst liebte, was ich als wahr und herrlich mit der Inbrunst meines Geistes geboren, mag ihnen vielleicht unverstanden bleiben, aber untergehen wird es nicht, es klingt wider in der ganzen Welt, auch ohne Worte, so wie auch mich eine Stimme von jenseit ruft, die ich nicht nennen kann. Von dem allen sage ich auch dir kein Wort, sondern ich spreche vom nächsten Nützlichen über meine tägliche Erfahrung. Täglich sollte es gesagt werden, daß nur darum so viel Falschheit und Verkehrtheit in der Welt sei, weil die Menschen sich scheuen, ihre Überzeugung wahr und frei auszusprechen; in solchen Zeiten, wie die unsern, überzeugt sich der Wahrheitsliebende recht, wieviel Unbestimmtes, Unausgemachtes, wieviel Nachgesprochnes oder bloß Gesprochnes in der Welt gilt, wie sich der ernste Mensch in den bedeutendsten Zweifeln ohne Trost und Rat ganz auf sich zurückgeworfen fühlt; und wie wenig der einzelne sei, das fühlt sich nur lebendig im Gebet und in der Schlacht. Darum ehre den Widerspruch höher als die Zustimmung, meide vor allem die Heimlichkeitskrämereien,

besonders wo vom Geschicke der Völker die Rede. Das absichtliche Geheimnis hat nur im praktischen Leben seine Anwendung; wo aber noch so viel Undurchdringlichkeit und Geheimnisvolles wie in Meinungen anzutreffen ist, da kann nicht laut genug darüber verhandelt werden. Wer seiner Meinung die Öffentlichkeit schädlich glaubt, der kann von ihrer innern Verderblichkeit überzeugt sein, es muß aber an den Tag kommen, welcher Geist quält und zerstört und welcher beseligt und beseelt. – Von denen, die wir gehört haben, sind mir die Überklugen besonders verhaßt geworden, denen alles schon bestimmt und abgelaufen ist, weil sie von nichts mehr mit der frischen vielfachen Bestimmbarkeit des Lebens ergriffen werden, die in der ganzen Zeitgeschichte nur das lesen, was sie zum Beweise ihrer Voraussetzungen brauchen können, die alle unendlichen Weltgeschicke aus einer armseligen Regel herleiten möchten. Solche Leute kamen leicht auf den Einfall, das Volk bearbeiten zu wollen, nämlich durch kleine Listen es von dem überreden, nicht überzeugen zu wollen, was sie bequem finden zu glauben und zu tun. Zwar bleibt es gewöhnlich dabei, daß das Volk sie über die unnütze Mühe verlacht, manchmal geht es aber schlimmer ab für einen von beiden oder für beide; daher kommt es, daß solche Leute in rascher Abwechselung ganze Völker in einem Augenblicke aufgeben, in anderm die unnützesten Wunder von ihnen erwarten. – Sie berühren sich in ihrer Willkürlichkeit mit gewissen enthusiastischen Systemmachern, die eine eigne Geschichte sich schaffen oder auch gar keine brauchen, sondern Nationen nach ihren Wünschen vorhanden glauben und über Gott zornig werden, wenn es nicht zutrifft. Diese Systematiker möchten gern ohne nähere Betrachtung alles Herrliche der einzelnen deutschen Völker einem hohlen Wortideale von Deutschland aufopfern, wie es nie vorhanden gewesen ist und wie es nie entstehen kann, da alles, was für ein Volk bestehen soll, seine zähen Wurzeln aus einer unendlichen Vergangenheit, also in sich selbst und in seiner allgemeinen Geschichte, nicht aber aus einem Menschen oder aus einem fremden nachzubildenden Musterlande treibt und ernährt. Nur ein guter Preuße, Bayer, Österreicher usw. wird auch ein guter Deutscher im höchsten

Sinne des Wortes werden, jedes von diesen Völkern hat sein Gutes, aber sie gehören alle zum Heil des Ganzen, jedes mag seiner ruhmvollen Zeit wohlgedenken, aber nicht um damit gegenwärtige Schwäche zu decken, sondern daß jedes an seiner Stelle das Seine tue; wehe jedem, das nur klug ist, dem andern die Gefahr aufzuwälzen, wehe jedem, der klug gewesen und nichts getan hat, denn er hat seine Zeit verloren! Die Zeit wird aber vor allem mächtig auftreten, nicht umsonst wird so viel von der Zeit gesprochen, jede Tat bedarf nicht nur der rechten Stunde, sondern auch des rechten Augenblicks zu ihrer Geburt und darum steter Geistesgegenwart, diese Stunde zu ahnden, den Augenblick zu benutzen. Freiheit von Leiden und Freuden bedarf jetzt ein Held, der alle führen soll, ein Leben im Ganzen, eine Ergebenheit in den Tod. Das alles fordert diese Zeit, und diese letzte Ergebenheit ist mir allein von allem geworden, ich sterbe unberühmt, aber nicht unnütz, ich habe gelebt für das Ganze, bald lebe ich mit ihm. Gott vergißt keinen in seiner letzten Not, der das Vaterlandes Not nicht vergessen hat, – ich hätte dir noch viel zu sagen – lebe wohl, sterbe frei und willig, – ich rufe mit Gustav Adolf: Der allmächtige Gott wird nicht weniger leben, wenn ich sterbe!

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Reinhold Schneider / Sonett

Wenn ferner schon des Mittags schlimmer Brand
Und Weg und Wünsche gleiten sachte nieder,
Erscheinen uns der Toten Bilder wieder,
Als kehrten wir in wohlvertrautes Land.

Und wunderbar! So rührte keine Hand
Wie nun ihr Blick an die verweinten Lider,
So innig klang kein Wort im Herzen wider
Als ihr verwehtes, das uns wiederfand.

Und treulich schließen sie verborgne Kreise;
Die uns im Leben schützend aufgenommen,
Sie wirken uns mit neuer Kraft entgegen;

Zu lang entbehrte Freude rührt uns leise,
Gesichter schimmern, und die Schatten kommen,
Und Liebe führt uns heim auf dunklen Wegen.

Aus den ‚Sonetten'

*

Annette von Droste-Hülshoff / Bilder aus Westfalen

Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines münsterischen Gehöftes gesprochen. In den Sommermonaten, wo das Vieh im Feld ist, vernimmst du keinen Laut außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes und, wenn du dicht an der offenen Haustür herschreitest, dem leisen Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein und dem gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; – die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß du sie nicht ahnst, wenn ein zufälliger Blick über den Hagen sie dir nicht verrät – die schönen schwermütigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. – Auch auf dem Felde kannst du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern oder das Schnauben eines Pferdes dir verrät, daß der Schatten, in den du soeben trittst, von einem halbbeladenen Erntewagen geworfen wird und du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der ‚nachdenkende Herr' ihr Hutabnehmen nicht beachtet hat, da er nach ihrer Meinung ‚andächtig' ist, das heißt, den Rosenkranz

aus dem Gedächtnisse hersagt. – Diese Ruhe und Eintönigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. – Die Toten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Tränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten teil; Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander, und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag – so kommt es, daß manches Ehepaar sich vor der Kopulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Sponsen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Bräute die nötigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heiraten gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgendeines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. – Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaare bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzigen, die Braut unter zweiunddreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlung ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten, und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden – die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Glut auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten usw. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. – Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannkuchen, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus,

die jungen Leute wechseln die ‚Treue‘, nämlich ein Paar alter Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen.
Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gastbitter mit ellenlangem Spruche seine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteste Glied und bis zum Ärmsten hinab geachtet wird. – Nächst diesem dürfen vor allem die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als ‚Nachbarn‘ verzeichnet stehen und, gleich Prinzen von Geblüt vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. – Am Tage vor der Hochzeit findet der ‚Gabenabend‘ statt – eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der anderen ins Haus, setzt mit den Worten: ‚Gruß von unserer Frau‘ einen mit weißem Tuch verdeckten Korb auf den Tisch und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken – je nach den Kräften eines jeden –, und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrat nicht sorgen darf. – Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Überbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. – Am Hochzeitsmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflinkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Aussteuer enthält; – sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate, aber ohne besonderes Abzeichen, und weint aufs jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppierten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trabenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen und zuweilen eine alte blindgeladene Flinte knallen lassen. – Erst vor der Pfarrkirche findet sich der

Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fußgänger nebenher bis zur Tür seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem ‚Gott segne deinen Ein- und Ausgang' feierlich über die Schwelle geleitet wird. – Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: ‚Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder heraus.' Während dieser Zeremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer und erscheint alsbald in Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Teil am Hochzeitsmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. – Nach Tische beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: ‚Der halbe Mond', ‚Der Schustertanz', ‚Hinten im Garten', manche mit den anmutigsten Verschlingungen. – Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. – Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein paar Topfdeckel hinzu und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. – Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständen stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. – Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee ‚zur Abkühlung' in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. – Zwischen dem Tanzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem anderen Anzuge zurück,

so viel ihr deren zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke übereinander hervorbringen können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und miteinander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, in raschem Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilts den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. – Sowie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hilfe genommen, die Bursche glühen wie Öfen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander, und alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Mal umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchentum geschieden wird – ein Ehrendienst, welcher den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgendeine kleine Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt. Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereit liegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen tun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht, und eine stattliche

Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe: der Bräutigam ist nämlich während der Menuett unsichtbar geworden, – er hat sich versteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quast seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird.

Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und verziehen sollen, weshalb, sobald der Verscheidende den letzten Odemzug getan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: ‚Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot', worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden und ihren Geschäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, ist eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, so wie das Leichenmahl ihr Recht, und sie sorgen mit dafür, daß der Tote ein feines Hemd erhält, recht viele schwarze Schleifen und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauschgold und künstlichen Blumen, da er unfehlbar am Jüngsten Tage in demselben Aufzuge erscheinen wird, wo sie dann Lob und Tadel mit den Hinterlassenen zu teilen haben.

Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube aber so harmlos wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieser wenig Veranlassung finde, im Münsterlande umzugehen. Die häufigen Gespenster in Moor, Heide und Wald sind arme Seelen aus dem Fegefeuer, deren täglich in vielen tausend Rosenkrän-

zen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die ‚Sonntagsspinnerin‘ ihre blutigen Arme immer seltener aus dem Gebüsche streckt, der ‚diebische Torfgräber‘ nicht halb so kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der ‚kopflose Geiger‘ seinen Sitz auf dem Waldstege gänzlich verlassen zu haben scheint. Von den ebenfalls häufigen Hausgeistern in Schlössern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht schlimm, und glaubt, daß mit ihrem völligen Verschwinden die Familie des Besitzers aussterben oder verarmen werde. Diese besitzen weder die häuslichen Geschicklichkeiten noch die Tücke anderer Kobolde, sondern sind einsamer, träumerischer Natur, schreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken langsam und schweigend an irgendeiner verspäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber und sind ohne Zweifel echte Münsterländer, da man kein Beispiel hat, daß sie jemand beschädigt oder absichtlich erschreckt hätten. Man unterscheidet sie in ‚Timphüte‘ und ‚Langhüte‘. Die ersteren kleine runzlige Männchen, in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen; die anderen übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut bestimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten sucht. Zuweilen halten sie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schlosses, dem Wald- und Wiesengrunde des Hofes ihre philosophischen Spaziergänge; gewöhnlich haben sie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüste Bodenkammer inne, wo man sie zuweilen nachts auf und ab gehen oder einen knarrenden Haspel langsam umdrehen hört. Bei Feuersbrünsten hat man den Hausgeist schon ernsthaft aus den Flammen schreiten und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wiederzukehren, und es war dann hundert gegen eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden geraten werde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte ‚Vorgesicht‘, ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem Second sight der Hochschotten ähnlich und hier so gewöhnlich, daß, obwohl



Tilman Riemenschneider: Engel der Verkündigung

die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte. – Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Überspannung. – Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fieberischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum jemand widersteht, obwohl jeder weiß, daß das Übel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich gänzlich verschwinden läßt. – Der Vorschauer sieht Leichenzüge – lange Heereskolonnen und Kämpfe – er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Fleck wirklich gesprochen werden. – Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, zum Beispiel einen Erntewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungeborenen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt usw. – Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von ‚silbernen Reitern' sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen ‚ein langer, schwarzer Pferdeschweif' flatterte, sowie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf ‚Pferden wie Katzen' (ein üblicher Ausdruck für kleine knollige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran. – Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele

dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie mit manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört“ – er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschierenden Kolonnen. – Er hört das Geschrei der Verunglückten und an Tür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. – Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnt nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen und der Hund, jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. – Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. – Wir sagen dies fast ungern, da dieser Zusatz einem unleugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. – Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt; dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. – Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kommt ihm doch an Mut, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das, was ihm recht scheint, keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten und, auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern standhaft den Hungertod erwarteten. – Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militärpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerst bis zum letzten Heller exequieren und dann bis aufs Hemd aus-

pfänden lassen, ohne daß es einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, zum Beispiel Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein Bruder sich für den anderen stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapazen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davonkommen. – Kurz, der Münsterländer besitzt den Mut der Liebe und einer unter dem Schein des Phlegmas versteckten schwärmerischen Religiosität, so wie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Teilnahme ein Volk, was ihn zwar vielleicht mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößen und zuweilen ihn tief gerührt haben. – Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? – ich glaube, nein; Städter sind sich ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. – Oder, daß alle diese Zustände am Verlöschen sind und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen sein möchte? – Auch leider nein, es geht ja überall so!

Aus Annette von Droste-Hülshoffs Sämtlichen Werken

*

Rainer Maria Rilke / Drei Gedichte

Da dich das geflügelte Entzücken
über manchen frühen Abgrund trug,
baue jetzt der unerhörten Brücken
kühn berechenbaren Bug.

Wunder ist nicht nur im unerklärten
Überstehen der Gefahr;
erst in einer klaren reingewährten
Leistung wird das Wunder wunderbar.

Mitzuwirken ist nicht Überhebung
an dem unbeschreiblichen Bezug,
immer inniger wird die Verwebung,
nur Getragensein ist nicht genug.

Deine ausgeübten Kräfte spanne,
bis sie reichen, zwischen zwein
Widersprüchen ... Denn im Manne
will der Gott beraten sein.

Die Frucht

Das stieg zu ihr aus Erde, stieg und stieg,
und war verschwiegen in dem stillen Stamme
und wurde in der klaren Blüte Flamme,
bis es sich wiederum verschwieg.

Und fruchtete durch eines Sommers Länge
in dem bei Nacht und Tag bemühten Baum,
und kannte sich als kommendes Gedränge
wider den teilnahmsvollen Raum.

Und wenn es jetzt im rundenden Ovale
mit seiner vollgewordnen Ruhe prunkt,
stürzt es, verzichtend, innen in der Schale
zurück in seinen Mittelpunkt.

Stimme eines Armen

An der Hand des Engels

Mitte im Gerichte,
Vater, ich verzichte:
Was ich seh, erreicht
nicht, was ich immer wußte:
die rauschende Herrlichkeit
aller meiner Verluste.

Weißt du denn, wie weit
meine Gefühle waren,
wenn ich in deinen klaren
irdischen Nächten stumm
saß vor dem Nachtasyle?
Hunde gingen herum
um meine großen Gefühle.
Meines Herzens Vermögen
nahm unendlich zu
unter den Brückenbögen.
Und der Schnee im Schuh,
er zerging mir lind,
wie die Tränen zergehen
einem getrösteten Kind.

Aus Rainer Maria Rilkes Ausgewählten Werken

*

Jean Paul / Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch

Wunderbarer Tag! Hell ziehen schon die schimmernden Schweizergebirge mit ihren Tiefen und Zinnen vor mir heran und schütten den Rhein weg; aber hinter mir wachsen eilig die Gewitterwolken in den Himmel herauf und schweigen grimmig; die Lüfte gehen immer langsamer und bewegen mich kaum.

Jetzt regt sich nichts mehr. Vor welcher Welt schweb ich still! Vor mir donnert der Rhein, hinter mir das Wetter – die Stadt Gottes mit unzähligen glänzenden Türmen liegt vor mir – tief in der Ferne stehen auf ewigen Tempeln weiße helle Götterbilder, und der hohe König der Götter, der Montblanc, und der auf die tiefe Erde herabgeworfene Rhein steigt als ein weißer Riesengeist wieder auf und hat den himmlischen Regenbogen um und schwebt silbern und leicht.

Was ist das? Kommt mein Schicksal? – Scharrt der schwarze Hahn? – Ich wollte mich jetzt tiefer senken vor die herrliche, auf der alten ruhende neue Welt; aber ich konnte nicht; die Verbindung zwischen den Lufthähnen ist durch das schnelle Auf-

reißen in der Schlacht zertrennt; ich kann mich bloß, wenn ich nicht durch Windstöße eine Alpe erreiche, eh mich das Gewitter ergreift, durch das Aufschlitzen der Kugel erretten.
Jetzt trägt mich ein Windstoß ganz nahe vor die göttliche Glanzwelt. Aber schon arbeiten die Wolken lauter als der Strom, die schwarze Wolkenschlange hinter mir ringelt sich auseinander und zischt und schillert schon neben mir im Osten. – Der Sonnenwagen geht schon tief im Erdenstaube. Wie fliegen die Goldadler der Flammen überall, um die Sonne, um die Eiskuppeln, um den zerknirschten Rhein und um die geistige Wolke, und ruhen mit aufgeschlagenen Flügeln an grünen Alpen aus. – Ich glaube, ich soll heute sterben, das große Gewitter wird mich fassen. So sterb ich gern, Verhüllter über mir; vor dem Angesicht der Berge und der Sonne und des gewölbten Blaues weicht gern mein Geist aus der einklemmenden Hütte und fliegt in den weiten, freien Tempel. Ich drücke die sonnenrote Stunde und die gebirgige Welt noch tief ins brausende Herz, und dann zerbrech es, woran es will.
O wie schön! In Morgen rauschen Donner und Fluten, und auf ihnen hängt statt des Regenbogens ein großes, stilles Farbenrad, ein flammiger Ring der Ewigkeit aus Juwelen. – Die warme, sanfte Sonne glimmt nicht weit von den Gewitterzakken. – Noch sonnen die goldgrünen Alpen ihre Brust, und herrlich arbeiten die Lichter und die Nächte in den aufeinander geworfnen Welten der Schweiz durcheinander; Städte sind unter Wolken, Gletscher voll Glut, Abgründe voll Dampf, Wälder finster, und Blitze, Abendstrahlen, Schnee, Tropfen, Wolken, Regenbogen bewohnen zugleich den unendlichen Kreis.
Jetzt gähnet ein Wolkenrachen vor der Sonne; noch seh ich einen Sennenhirten mit dem Alphorn, dessen Töne nicht herüberreichen, am purpurnen Abhang unter weißen Rindern, und ein Hirtenknabe trinkt an seiner Ziege den Abendtrank. – Wie lebt ihr still im Sturme des Seins! – O die schwarze Wolke frisset an der Sonne! – Das erhabne Land wird ein Kirchhof von Riesengräbern, und nur die weißen, hohen Epitaphien der Gletscher glänzen noch durch. – –
Ich bin geschieden von der Welt – die unendliche Wetterwolke

überdeckt die Schweiz und alles – unter dem schwarzen Leichentuch regnet es laut unten auf der Erde – es blitzt lange nicht und zögert fürchterlich. – Sterne quellen oben heraus, und mir ist, als schwämmen ihre matten Spiegelbilder als silberne Flocken auf dem düstern Grund. – Ha! der Wind kehret um und treibt mich mitten über die stumme, gefüllte Mine, deren Lunte schon glimmt. Wie düster! Ach, unter der Wolke werden noch Bergspitzen in sanftem goldnen Abendscheine stehen.

Kein Blitz, nur Schwüle! – Aber ich merke, die Wolke zieht mich zu sich. Ach! jetzt wölbt sich auf einmal zusehends ein zweites Gewitter über mir; beide schlagen dann gegeneinander, und eines greift mich, jetzt versteh ichs. –

Bis auf die letzte Schlagminute schreib ich, vielleicht wird mein Tagebuch nicht zerschmettert.

Nun geraten schon die Enden der Gewitter aneinander und schlagen sich. – Wie höllenschwül! – Oho! jetzt riß es meinen Charonskahn in den brauenden Qualm hinab! – Ich sehe nicht mehr. – Was ist das Leben – die feigen hockenden Menschen drunten singen jetzt gewiß zu Gott, und die Erbärmlichen werden gewiß jeden vermahnen bei meinem Leichnam. – Wie es hinauf und hinab schlägt. – In Wörlitz war mein letzter Tag, das ahnte ich ja – Himmel! der heutige Traum hat ja mich und mein Ende klar geträumt; er soll auch ganz wahr werden, und ich will jetzt mit meinem Posthörnchen wütig ins Wetter blasen, wie ihr Mozart drunten im Don Juan, und den Heuchlern auf dem Boden den Anbruch des Jüngsten Tages weismachen – –

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Gebrüder Grimm / Das Hirtenbüblein

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Ant-

wort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet, wieviel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wieviel Tropfen im Meer sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet, wieviel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbüblein sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier", und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viele Sterne stehen am Himmel als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur." Aber niemand war dazu imstand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet, wieviel Sekunden hat die Ewigkeit?" Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei."
Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Ernest Claes / Der alte Pover

Der alte Pover steht vor der Tür seines Gartenhäuschens. Er hat wieder seine Gartenschürze umgetan, die so lange Jahre feiern mußte, die lederne Tasche mit den Nägeln und der Gartenschere hängt ihm auf der linken Hüfte, er hat einen Weidenbüschel in der Hand. Und so steht Pover da, schweigend blickt

er vor sich hin und denkt anscheinend an Dinge, mit denen er nicht fertig werden kann. Er wendet sich ein paarmal um nach der Tür, um Zelia etwas zu sagen, bedenkt aber noch rechtzeitig, daß er schon so oft dasselbe gesagt oder gefragt hat. Und als er dann doch einen Schritt auf das Haus zugeht und beginnt: „Zelia ...", da erinnert er sich wieder, daß Zelia nicht da ist, daß er sie fortgehen sah, um für die Ziegen Gras zu schneiden am Rand des Grabens. So schüttelt Pover seinen grauen Kopf, murmelt ein unverständliches Wort und weiß sich nicht zu helfen.

Seit einigen Wochen lebt der alte Pover in einem Glück, das er sich für seine alten Tage nicht mehr zu erhoffen wagte, so daß sein Gesicht ganz verjüngt aussieht und in seinen guten Augen ein Glanz liegt, daß er mit einem Male viel straffer und rüstiger erscheint. Nein, das hätte Pover sich doch niemals träumen lassen, daß er auf seine alten Tage das frühere Leben noch auf den Wasing wiederkehren sähe! Er hatte sich allmählich damit abgefunden, daß es aus sei mit den Herren van Berckelaer, daß Herr Lutz van Berckelaer – sein kleiner Lutz von früher! – nach seines Vaters Tode wohl in der Stadt bleiben und das Wasinghaus samt Garten und allem dann auch Peter Coene gehören würde. Pover hatte sich wehmütig an diesen Gedanken gewöhnt und wartete in seinem Gartenhäuschen geduldig, bis der Tod ihn holen würde. Jeden Tag ging er die Wege des verwilderten Gartens auf und ab, blieb hier einen Augenblick stehen, zupfte dort ein Zweiglein ab, und dann murmelte er laut unverständliche Worte. Es wurde Pover mit der Zeit auch gleichgültig, was aus dem Garten würde, den er so lange Jahre gepflegt hatte.

Und dann war an jenem Märzmorgen Herr Lutz in das Gartenhaus gekommen, als Pover gerade im Begriff stand, seinen Gang durch den Garten anzutreten. Herr Lutz hatte ihm freundlich guten Tag gewünscht und die Hand geschüttelt.

„Pover," hatte Herr Lutz lachend gefragt, „weißt du noch, damals, als ich dir im Garten helfen durfte?"

„Oh, ob ich das noch weiß, Herr Lutz!" hatte Pover geantwortet, und seine Augen hatten geleuchtet bei der schönen Erinnerung, „ob ich das noch weiß! Ich könnte Ihnen noch alle Blumen

zeigen, die ich für Sie gepflanzt habe, als Sie erst so groß waren." Und Pover hielt seine Hand in der Höhe der Tischplatte.

„Aber du hast mich auch oft wilde Schößlinge und tote Sträucher pflanzen lassen, Pover, weißt du das noch?" Und Herr Lutz lachte dabei so herzlich und klopfte Pover so vertraulich und liebevoll auf die Schulter, daß der alte Mann in tiefster Seele gerührt war. Vor seinem inneren Auge stiegen die Bilder aus vergangenen Jahren auf, und mit einem Male sagte er, was er damals so oft gesagt hatte: „Ei, ei, mein kleiner Lutz!" Zelia wurde ein wenig verlegen über diese Vertraulichkeit, aber Herr van Berckelaer lachte im Gegenteil noch herzlicher.

„Und jetzt will ich dir einmal etwas sagen, Pover," meinte er, während er auf dem Stuhl am Tische Platz nahm, „wir werden im Frühjahr wieder auf den Wasing ziehen, für immer."

Da war Pover so erstaunt gewesen, daß er eine Weile regungslos vor sich hingeblickt und nichts zu sagen gewußt hatte. Dann fragte er mit unsicherer Stimme, als glaube er nicht ganz richtig verstanden zu haben: „Sie wollen auf dem Wasing wohnen, Herr Lutz? Ist das gewißlich wahr? ... Bleiben Sie denn nicht in der Stadt?"

Pover hatte wohl schon gehört, daß die junge Frau van Berckelaer, die mit Herrn Lutz einmal das Landhaus noch vor ihrer Hochzeit besucht hatte, reich wäre, und er hatte deshalb im stillen gehofft, daß er für den Rest seiner Tage in seinem Gartenhäuschen bleiben könnte. Nach dem, was er erfahren hatte, war es ihm auch als ziemlich sicher erschienen, daß das junge Paar sein Heim in der Stadt aufschlagen würde. Und jetzt mußte er mit einmal hören, daß Herr Lutz für immer ... nein, das konnte Pover nicht glauben! Und Zelia blickte ebenso ungläubig in das Herdfeuer.

Dann begann Lutz zu erzählen: Die junge Frau van Berckelaer wolle im Wasinghaus leben, er selbst brauche nur an einigen Tagen der Woche in der Stadt zu sein, und bald würden die Arbeiter kommen, um alles herzurichten, zu streichen und auszubessern. Pover hörte, die Hände flach auf den Knieen, zu, fast genau so, wie er am Sonntag der Predigt des Pfarrers zu lauschen pflegte. Und je mehr Herr Lutz erzählt hatte, desto

mehr war Pover davon überzeugt worden, daß die gute alte Zeit doch noch einmal wiederkommen würde.
Da war in Povers Herz ein so unsagbares Glück geströmt, daß er einen Augenblick nicht wußte, wie er sich verhalten, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Er hatte zitternd sein schwarzes Pfeifchen gestopft, und seine Finger bebten so heftig, daß er das Streichholz nicht genau über den Tabak halten konnte. Fast unwillig sagte er zu Zelia: „Mein Tabak ist wieder viel zu feucht!" Er wäre am liebsten sogleich aufgestanden und durch den Garten gegangen.
„In einigen Wochen sind wir also wieder im alten Haus, Pover ... und ... du sorgst für den Garten, nicht wahr?" Da mußte Pover wahrhaftig gewaltsam an sich halten, um Herrn Lutz – seinen kleinen Lutz – nicht an sein Herz zu drücken. Er legte sein Pfeifchen auf die Fensterbank zurück, spielte mit den Fingern am Tischrand, und ihm war zumute, als wollte ein Schluchzen aus seiner Kehle brechen. Warum war Zelia nun auch gerade hinausgegangen, so daß er nichts zu ihr sagen konnte?
„Ja, gewiß, Herr Lutz, gewiß, e ... ich werde ..."
„Und nimm dir nur einen Knecht, Pover, wenn es nötig sein sollte, und ich helfe dir später natürlich auch, wie früher, aber diesmal läßt du mich nicht wieder wilde Schößlinge pflanzen, nicht wahr, Pover?"
Lachend hatte er ihm noch einmal die Hand gedrückt und war gegangen, die Tür hinter sich zuziehend, ohne daß der alte Mann daran gedacht hätte, ihn bis an die Straße zu geleiten. Ja, Pover vergaß in diesem Augenblick alles! Er stand ganz verstört neben dem Tisch und blinzelte, sah die Wände der Stube an, eine nach der andern, ob sich nicht etwas Wunderbares im Haus ereignet hätte, dann den Stuhl, auf dem soeben der Herr van Berckelaer gesessen hatte. Aber als er Zelia mit den Eimern klappern hörte und diese mit einem zufriedenen „Wer hätte das gedacht, nicht wahr, Vater?" hereinkam und durch die Stube ging, wurde alles wieder sonnenklar und wirklich. Pover erwiderte nichts. Er ging plötzlich auf den braunen Kleiderschrank zu und begann in der Ecke zwischen Wand und Schrank etwas

unter der alten Werktagskleidung zu suchen, die dort an ein paar Nägeln hing.
„Suchst du etwas, Vater?“ fragte Zelia verwundert.
„Allerdings,“ antwortete er, in einem Ton, der unzufrieden klingen sollte, um seine Freude zu verbergen, „ja, wo hast du denn meine Gartenschürze wieder hingehängt?“
„Deine Gartenschürze? Jessesmaria!“ Zelia machte große Augen. Tat ihr Vater nicht gerade, als hätte er diese Gartenschürze dort vor einer Stunde hingehängt, wo er sie doch seit Jahren nicht mehr gebraucht hatte? „Deine Gartenschürze?!“
„Nun ja, meine Gartenschürze!“ Jetzt klang Povers Stimme fast böse. „Was sonst als meine Gartenschürze! Oder glaubst du am Ende, ich wollte den Garten so liegen lassen, wie er jetzt daliegt, wenn in einem Monat der Herr Lutz mit der jungen Frau hier ankommt? Glaubst du das etwa?“
Ja, da war in seiner Stimme ein so drollig-böser Klang. Das war Povers Art, seine Zufriedenheit zu äußern. Eine kindliche Freude erfüllte ihn, und er wäre verlegen geworden vor Zelia, wenn er dieser Freude nicht durch eine scheinbare Brummigkeit hätte Luft machen dürfen. Und das wußte Zelia sehr gut.
„Du hast natürlich nicht gehört, wie Herr Lutz sagte, der Garten müßte in Ordnung sein, Zelia, und da gibt es eine Menge zu tun, zu beschneiden und zu verpflanzen, und es wird allmählich höchste Zeit ...“
Zelia sah den Vater an. Schon lange hatte der alte Mann nicht mehr so munter gesprochen, sich so für etwas begeistert. Und sie erriet in ihrem schlichten Sinn, daß ihr Vater in all den stillen Jahren, die er, in sich gekehrt, mit ihr in dem Gartenhäuschen verbracht hatte, auf einen Tag wie diesen gehofft haben mußte. Sie ging sogleich in ihre Kammer, um die blaue, sorgsam gebügelte Gartenschürze zu holen, und Pover machte die Bänder los, warf sich das eine über die Schultern und band das andere auf seinem Rücken fest. Das konnte er noch gut. Das Blau war ein wenig verschossen, vorn war ein großer Flicken zu sehen, und die Falten waren vom langen Liegen so fest geworden, daß die Schürze in steifen Vierecken an ihm herabhing.

Und ohne noch etwas zu sagen, als begäbe er sich an seine gewohnte alltägliche Arbeit, ohne einen Blick auf Zelia, die ihn ansah, als hätte sie den Vater noch niemals in dieser Schürze gesehen, ging Pover in den Verschlag neben der Stube, wo alle Gartengeräte von früher beisammen standen. Er nahm seine Ledertasche vom Haken, in der die Hippe und die Gartenschere, das Okuliermesser und die Baumsäge nebst einem Knäuel Bindfaden staken, und hing sie über die Schulter.

Aus dem Roman ‚Donkelhof und Wasinghaus'

*

Konrad Weiß / Gedichte

Wanderer im Herbst

Aus rauchenden Bächen lichtverklärt,
zitternd von Tau,
aufgetan zu unendlicher Schau,
opfert die Erde, was ihr beschert.

Willig und heiter zugewandt
dem lebendigen Spiel,
läßt der Wanderer ab vom Ziel,
still im Herzen, bevor er ahnt:

er bleibt, je weiter die Ernte zehrt,
zuletzt allein
zwischen Himmel und Erde im offenen Schrein,
ehe das Land zur Ruhe kehrt.

Schwarze Erde hebt empor,
was in Säften stärker fror,
vor Gräsern rauh und Halmen steif
nieder fiel im ersten Reif.

Wehend was dem Himmel gleicht,
wird im Boden wurzelleicht,
schirmt seinen Ort und dauert dann,
fallend löst es seinen Bann.

Der in Säften stärker friert,
je mehr die Erde ihn gebiert,
der aus der Grube spät bereit
neigt über in verlorne Zeit,

der mit offnen Augen irrt,
wie der Wuchs zur Erde wird,
welk und gebrochen hingestreckt,
blind beperlt die Grube deckt,

ehe ihm das Haupt sich neigt,
größer sich die Erde zeigt,
bis Ahnung aus der Bläue nickt,
weiter als das Auge blickt.

Mitten im Baum
zittert ein einziges Blatt;
seliger Raum,
daß meine Seele nicht Stätte hat!

Wohin sie eilt,
findet sie sich am Ziel,
wo sie verweilt,
ist ihr weilender Hauch zuviel.

Bittere Lust
kommt erst wie leise Luft heran,
flieht durch die Brust,
daß ich die Erde nicht lassen kann.

*

Durchs Fenster

Der Gärtner trägt eilends
ein Bäumlein mit Wurzeln,
mit Wucht kommt der Regen.

Tauch unter, schau über,
wie die Knospen sich fangen;
er scheidet im Zorne.

Aus Perlen schon selten
durch glänzende Äste
nachblickt ihm die Sonne.

Wo steht nun das Bäumelein?
Blank Himmel und Erde,
nur Tropfen im Fenster.

Aus dem ‚Sinnreich der Erde'

*

Ernst Moritz Arndt / Versuch in vergleichender Völkergeschichte

Lobe ich das nordische Volk und sein Leben zu sehr? Was Lob! Es ist eben ein Glück, eine schönste Gabe Gottes, welche Gott dem germanischen Menschen überhaupt verliehen hat, dieses geistig auflodernde, auffliegende, in alle Natur und alles Leben überfließende Gemüt, wo Gefühl, Gedanke, Verständnis in eins zusammenrinnen. Es ist ja nicht allein des Dänen und Schweden, es ist auch unser Erbe; nur daß es hier im Norden heller herausklingt und heraussprudelt und wonnevoller und entzückter erscheint, wohl auch wegen der großen Gegensätze der Naturdinge und der Jahreszeiten und des überraschenden und plötzlichen Wechsels, der hier mehr erscheint als weiter im Süden und eben durch seine Plötzlichkeit die Menschen mächtiger ergreift und fortreißt, auch wohl der vielen wunderbaren

Luftspiegelungen und Lichterscheinungen wegen, welche der Norden zeigt und wovon schon zu Tacitus' Ohren die Sage geklungen war.

Dieser ruhige feste Norden, dieser freundliche, gastliche, ehrenfeste Mensch hat seine gewaltigen Zeiten gehabt, deren Klänge zugleich erschreckend und bezaubernd noch zu uns herunter tönen. Wo ist der Normann nicht gesungen und geklungen, der unbezwingliche Riese mit dem gewaltigen Schwert und der kurzen Streitaxt, der vom 8. bis 10. Jahrhundert das Schrecken der Völker war? und die Schweden der Gustave und der Wittelsbachischen Karle? Doch auch über sie und ihre Taten hat die Stille, nicht die Vergessenheit ihre Flügel gesenkt; die Nordischen haben endlich durch eigene Schuld, indem Skandinavien durch inneren Neid und Haß sich gegenseitig zerrissen, die Moskowiten groß gemacht und vor ihnen, die sie weiland verachteten, zittern lernen und ihre reichsten, schönsten Lande an der östlichen Ostsee an sie verlieren müssen. Jetzt seit dem jüngsten Menschenalter beginnen sie wieder mit Sehnsucht und Reue der alten Zeiten des Ruhms und der Macht zu gedenken und mit Besonnenheit auf ihre Zustände und auf die Zustände der Welt zu blicken. Nicht bloß, daß die Völker, um mit den Franzosen zu reden, im Aufmarsch stehen und im Vorschreiten sind, sondern der Norden hat sich seit dem letzten halben Jahrhundert an Menschenkraft und Menschenmenge außerordentlich gestärkt und erinnert sich mit stiller Würde wieder seiner alten glorreichen Degentage. Diesen Gedanken hat er freilich nie ganz verloren gehabt; es ist unglaublich, welch ein stiller Stolz, ein von den frühesten Vätern überlieferter Stolz auf das Außerordentliche und Ungeheure der Vorzeit in der Brust jedes Bauern in Norwegen und Schweden lebt. Es ist ein solches Gedächtnis der Väter ein Glück, dessen ein Volk, das frei sein und die Heiligtümer seines Daseins auf Leben und Tod verteidigen will, nicht entbehren kann ...

Gen Norden, gen unsern Norden also müssen wir schauen. Die verständigen und edleren Dänen und Schweden schauen auf uns. Sie sind durch alle natürlichsten Vorteile und Bande, durch Lage, Bildung, Verwandtschaft, Religion, durch den gemein-

Goethe: Blick aus Knebels Fenster in Jena

samen Feind, der unser beider Grenzen belauert und den Germanen die ganze Ostsee entreißen möchte, unsre gebornen Bundesgenossen. Dänemark ist es doppelt durch seine deutschen Landschaften; es muß Freundschaft mit uns suchen und darf keinen Hader vom Zaun brechen. Wir Mächtigeren wohnen an seiner verwundlichsten Seite; es kann seine lange Halbinsel, es kann seine Inseln gegen uns nicht schützen. Also Verwandtschaft, Neigung, Liebe und Not gebieten hier Bündnis.

Dunkle Zukunft, hoffnungsvolle Zukunft, du wirst vieles anders bringen und anders gestalten, als wir meinen und wünschen; aber eines wissen wir, und in dieser Gewißheit können wir fröhlich unsre alten Augen schließen: Deutschland ist wieder erwacht, es wird einem fröhlichen, sonnigen Morgen und Mittag entgegenwandeln, und die Nacht seiner Tage wird die fernste sein.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung‘

*

Hans Friedrich Blunck / Knecht Ruprecht

Einmal, so im Mittwinter, als der Wilde Jäger unterwegs war, verlor ein Tier aus seinem Gefolge die Eisen, sein Reiter mußte mit Pferd und Hund zurückbleiben und verirrte sich, als er den wilden Zug einholen wollte.

Lange suchte er. Endlich stieß er auf die Hütte einer armen Witwe; die hauste mit ihren Kindern mitten im Wald. Und der Reiter, ein alter, graubärtiger Geselle, warf die Tür auf, trat mit dem Hund ein, der auch gleich die Kinder anfuhr, daß eines von ihnen niederstürzte, und verlangte zu essen und zu trinken.

Die arme Frau erschrak sehr. Sie fragte nicht nach dem Namen noch nach dem Woher und Wohin, brachte hastig, was gerade auf dem Herd stand, und wollte den Gast zufriedenstellen. Und der aß und trank, streckte die Beine von sich, lehnte sich müde gegen die Wand und versuchte, auf der Bank einzuschlafen.

Da störte ihn etwas. Die Frau hatte ein Lichtlein auf den Tisch der Kinder gestellt; das flammte und knisterte, so daß es dem

Reitknecht in den Augen weh tat. Er schloß die Lider, aber der Glanz schien hindurch, er war seiner wohl ungewohnt nach den grauen Tagen in Regen und Sturm.
Er sagte deshalb barsch zu der Frau: „Lösch das Licht aus! Siehst du nicht, daß ich schlafen will?“ Aber die Mutter schüttelte den Kopf, und obschon sie viel Furcht hatte, widersprach sie und sagte: „Löschen darf ich es nicht; es winkt der himmlischen Frau Gode, damit das Sonnenlicht wiederkommt und der Winter vorübergeht.“
Gegen solchen hohen Namen wagte der Knecht nichts zu sagen, er wußte, daß sein Herr Tag um Tag nach ihr, die ihn trägt, Ausschau hielt. Er brummte deshalb nur, wendete den Kopf ab und versuchte wieder zu schlafen.
Es gelang ihm noch nicht, die Kleinen saßen um den Tisch und sangen leise. Da verlangte er rauh, das Singen solle unterbleiben. Aber die Frau verbot den Kindern die kleinen Stimmen nicht, obwohl sie nun doppelt Furcht hatte.
„Hörst du denn nicht,“ fragte sie, „daß es ein Lied zur Weihnacht ist? Ach, wie käme die himmlische Frau zu uns, wenn wir sie nicht mit dem Singen der Kinder riefen!“
Wieder wagte der Knecht nicht, hart zu antworten. Als das Weib indes hinging und die Tür ein wenig öffnete, obwohl kleine Flocken hereintanzten und der Wind den Rauch vom Herd zu Wirbeln trieb, geriet der Reiter außer sich: „Was hast du jetzt vor? Du weißt, daß ich friere und schlafen will!“
Die Frau antwortete sanft: „Die Himmlische muß doch die Kinder hören und das Licht sehen, sie könnte sonst vorübergehen!“
Als der Knecht nun so viel von der hörte, die sein Herr auf langen, langen Ritten vergeblich suchte, wunderte er sich. Er blinzelte sogar nach der Türspalte, ob am Ende wirklich eine Fremde vorbeikäme, aber er sah nur das Gesicht der Mutter, das voll Hoffnung hinausschaute. Da wurde er bedrängt in seinem Herzen und wollte seine Rauheit an den Kindern gutmachen. Und weil er das eine, das sein Hund umgeworfen hatte, noch bluten sah, stand er auf, trat hinzu und strich ihm über die Wunde. Gleich hörte das Rinnen auf, er vermochte es ja.
Die Kinder aber, die, als er nahe kam, vor Furcht die Köpfe

niedergebeugt hatten, ohne im Singen aufzuhören, sahen, daß der fremde Mann es gut meinte, und faßten Vertrauen zu ihm. Und eines, das großen Hunger hatte, fragte, ob es nicht etwas Brot haben dürfe.

Da brach er von dem Laib, den ihm die Frau hingestellt hatte, er gab sich sogar die Mühe und besprach das Brot, so daß es süß wie Kuchen schmeckte. Und weil das Lied jetzt wirklich zu Ende war, trauten sich die Kinder näher zu dem wilden Knecht; ein kleines Mädchen zeigte ihm ein Pferdchen, dem fehlten Kopf und Schwanz. „Oh, wenn es weiter nichts ist!" lachte der Mann und ging daran, beides wieder anzuflicken. Währenddes dachte er heimlich an seinen Herrn, der auch in der heiligen Weihnacht die Menschen beschenkt, und sah auf die Mutter, die ihm zuschaute und deren Augen glänzten, wie solches Licht gewiß nur von der himmlischen Frau Antlitz kommt. Da gefiel es ihm, eifriger zu helfen, und als ein Knabe einen Hund haben wollte, knetete er ihm gleich einen, der wahrhaft laufen und bellen konnte.

Wie schrieen und hüpften die Kinder da und wollten bald alle ein Spielzeug. Der Knecht mußte seine Finger schon fleißig gebrauchen; ein Geschenk nach dem andern sprang daraus hervor: Puppen und Bälle zum Werfen für die Mädchen, Wagen und Reitersleute für die Jungen, und ich weiß nicht was alles. Und je mehr die Kinder lachten und je dankbarer die Frau ihm zusah, um so eilfertiger wurde der Mann. Als er einen Apfel fand, den das arme Weib verwahrt hatte, machte er gleich einen Tisch voller Äpfel daraus, und als das kleinste Kind ihm zwei taube Nüsse zeigte, mit denen es spielte, da wußte er es so einzurichten, daß ein Beutel davon in der Kammer stand. Denn wenn er auch nur ein Knecht des Wohljägers – des Wilden Jägers – war, so wußte er doch mit allerhand guten Künsten Bescheid.

Wie der Mann nun mitten im Werk war, kam draußen noch einmal eine furchtbare Sturmbö näher. Und gerade als die Frau sich nun doch zu fürchten begann und die Tür schließen wollte, sprang die krachend auf, der Wohljäger trat über die Schwelle und hinter ihm ein allmächtiges Gedränge von hohen

Herren und holden und unholden Gesellen. Die begannen dröhnend zu lachen, als sie den alten Reiter mitten unter den Kindern sahen, das Spielzeug in der Hand.
„Was tust du hier?" murrte auch der Wilde Jäger.
Der Knecht, der eben noch froh gewesen war, seinen Herrn wiederzusehen, merkte erschrocken, daß er sich verantworten sollte. „Ach," sagte er, „das ist schwer zu erklären. Seht, Herr," – und es schien ihm wirklich, als sei er um deswillen geblieben – „seht, die Kinder sangen die himmlische Frau herbei; wie mich dünkt, für uns alle. Man sollte solches Singen nicht gering achten und es belohnen."
„Er war so gut zu den Kindern", sagte die Witwe fürbittend und streckte die Hände aus.
Der Wohljäger sah sie an, aber es war zugleich, als schaute er über alles hinweg. Dann wandte er sich seufzend dem Reiter zu. „So bleib noch," befahl er, „und geh auch in die andern Häuser und laß alle Kinder singen. Vielleicht, daß sie, die wir suchen, sich doch rascher zu uns wendet, wenn sie es hört."
Da freute sich der Knecht – Ruprecht hieß er – und ist dem auch gehorsam gefolgt. Und er geht noch heute jährlich durch alle Häuser, um die guten singenden Kindlein zu beschenken. Aber auf Griesgrame und Besserwisser, auf Faulpelze und Hagestolze läßt er Rute und Plagen fallen. Denn er ist ein alter Reiter und fackelt nicht lange.

Aus: Das Gestühl der Alten (Insel-Bücherei)

*

Wilhelm Müller / Der Wegweiser

Was vermeid ich denn die Wege,
Wo die andren Wandrer gehn,
Suche mir versteckte Stege
Durch verschneite Felsenhöhn?

Habe ja doch nichts begangen,
Daß ich Menschen sollte scheun –

Welch ein törichtes Verlangen
Treibt mich in die Wüsten ein?

Weiser stehen auf den Straßen,
Weisen auf die Städte zu,
Und ich wandre sonder Maßen,
Ohne Ruh, und suche Ruh.

Einen Weiser seh ich stehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Karl Heinrich Waggerl / Aus der Heimat

Ich möchte gern einmal etwas von dem Land erzählen, in dem ich daheim bin, von meinen Landsleuten also und von ihrer Lebensart. Etliches aus dem nächsten Umkreis meines Daseins, anderes aus einer sehr fernen Zeit, Bilder, die mir selber fremd sind und doch auch wieder beglückend vertraut.
Denn ich lebe gewissermaßen ein zweites Mal, ich war ein Kind, dann starb ich im Kriege und fing als ein anderer Mensch ein völlig neues Leben an. So mag denn vieles weit hergeholt scheinen und absonderlich klingen oder gar nicht zur Sache gehörend, aber das ist vielleicht kein Schaden. Denn jedes Bild rundet sich vom Rande her.
Mit meiner Mutter fange ich an. Sie war Näherin, in ihren besten Jahren die einzige im ganzen Tal, die sich noch darauf verstand, einen Miederleib richtig zu nähen und alles, was zur alten Tracht gehörte. Diesem Umstand verdanke ich selber einige Kenntnisse in der Schneiderkunst. Und soviel ich davon auch wieder vergessen habe, ich kann mir doch heute zuweilen noch den Spaß erlauben, die Weibsleute bei ihren Einkäufen auf dem

Jahrmarkt zu beraten, was die Güte des Tuches betrifft oder die Machart eines Überrockes.
Die Mutter hatte ihr Handwerk freilich nicht ordentlich erlernt. Aber wie sie alles im Leben beherzt und entschlossen angriff, so nähte sie eben auch, was in unserem dürftigen Hauswesen nötig war, einen Kittel für mich, ein Sonntagshemd für den Vater oder eine Schürze für sie selbst. Hemd und Schürze waren aus einerlei billigem Zeug geschnitten, und dennoch hatte jedes Stück, das der Mutter aus der Hand ging, etwas Besonderes an sich. Ihr bewegliches und erfinderisches Wesen war nie mit dem Gewöhnlichen zufrieden. Darum konnte der Vater beim Kirchgang eine gefältelte Hemdbrust sehen lassen, wie es keine in der ganzen Gemeinde gab, und die Krause am Schürzenlatz der Mutter war ein Mirakel für die Nachbarin. Die wollte nun auch so eine Schürze haben, aus Seide, versteht sich. Aber Seide oder Kattun, am Ende machte es der Verstand, den Gott auf seine Weise verteilt, zum Glück für die armen Leute. Die Mutter konnte ja nicht in Musterbüchern nachschlagen und nichts auf dem Zeichenbrett entwerfen, sie mußte sich alles in ihrem Kopf ausdenken. Und wenn sie auch mich mageren Däumling manchmal auf den Tisch setzte, um einen Halskragen oder eine Busenschleife an mir zurecht zu stecken, so hatte sie doch keine richtige Hilfe daran, meine äußere Erscheinung war schon damals nicht das Beste an mir. Der Vater ließ sich noch weniger gebrauchen, denn in diesem ruhig-ernsten Mann steckte ein heimlicher Drang zu kindischen Späßen. Wenn er abends einmal in die Schürze der Nachbarin schlüpfen sollte, gleich war er die dicke Nachbarin selber und blähte sich auf, und das brachte die Mutter zur Raserei. Denn im Grunde haßte sie die Arbeit am Nähtisch. Manchmal geschah es, daß sie plötzlich alles hinwarf und einfach fortlief, irgendwo hinauf in die Berge oder auf eine Alm, die Bauerntochter. Dann saß der Vater einen Abend lang mit mir allein bei schmaler Kost zu Hause, wir wußten schon Bescheid. Am andern Tag kam die Mutter zurück, schweigsam und ein bißchen beschämt nahm sie ihr Tagwerk wieder auf.
Wohlverstanden: eine Schwierigkeit anzupacken, einem Einfall nachzutrachten, dem konnte sie nie widerstehen. Aber daß es

dann so lange währte, Stich um Stich, den ganzen Tag in der engen Stube, das ging ihr gegen die Natur, gegen ihren unbändigen Trieb nach Freiheit und Bewegung. Etwas erfinden und etwas machen ist eben zweierlei, und vielleicht will die ganze Welt nur deshalb nicht recht ins Lot kommen, weil den lieben Gott selber die Arbeit daran schon längst verdrießt.

Jedenfalls, sogar der Pfarrer selber hätte einen Talar für die Feiertage bei der Mutter bestellen können, er wäre nicht schlechter bedient worden als etwas sein Mesner, dem unsere Werkstatt eigentlich ihren Ruf in der ganzen Gegend verdankte.

Der Mesner trat eines Abends in die Stube, mit zwei Roßdecken und einer Schafkeule unterm Arm. Er gehörte zu unserer weitläufigen Vetternschaft, und die Mutter hielt große Stücke auf ihn, weil es doch immerhin wertvoll war, einen Verwandten unter dem Gesinde des Herrn zu haben. Und nun setzte der Mesner sein umständliches Anliegen auseinander. Er käme allmählich in die anfälligen Jahre, meinte er, in denen man das Knieen auf dem Kirchenpflaster und die Zugluft in der Glockenkammer schlecht vertrüge, von den Versehgängen gar nicht zu reden, seit die Leute die verdammte Gewohnheit angenommen hätten, immer bei Nacht und Unwetter zu sterben. Und darum habe ihm die Vorsehung diese beiden Roßdecken für einen warmen Rock zugewendet und die Schafkeule auch, die wolle er aber als Machlohn dreingeben.

Männergewand zu nähen gehört zum Schwierigsten in der ganzen Schneiderkunst, ich weiß das aus Erfahrung, denn ich habe mich auch darin versucht. Als ich im Felde diente, beschloß ich einmal, mir selber eine neue Hose zu machen. Ich dachte, wenn ich von der alten das Beste nähme und meinen Mantel unten herum abschnitte, bliebe mir genug Zeug dazu. Das wohl, aber der Schnitt geriet mir schlecht, und die Näherei auch, zuletzt besaß ich nur noch ein paar Streifen Tuch für Gamaschen und statt des Mantels eine kurze Jacke, an der zu beiden Seiten das weiße Taschenfutter baumelte, eine wunderliche Tracht für einen kaiserlichen Fähnrich.

Die Mutter freilich kämpfte mit anderen Schwierigkeiten. Der Mesner war nicht sehr ebenmäßig gebaut, sondern schief und

bucklig vom vielen Verneigen und Kreuzeschlagen oder wovon sonst die Diener des Herrn alle krumm geraten, obwohl er sie doch auch gerade erschaffen hat. Was aber das Anliegen betraf, mit dem Gott seinen Knecht zu meiner Mutter schickte, so waren freilich die Lilien auf dem Felde leichter zu kleiden als dieser verwachsene Mesner. Der Vater entwarf zwar sofort einen Riß mit seinem Zimmermannsblei, aber es wurde doch nur eine Art Dachstuhl daraus, nicht zu gebrauchen. Nein, die Mutter behalf sich lieber selber, und nach einigen gewittrigen Tagen war der Rock auch wirklich fertig, man konnte ihn gleich einem Panzer in die Ecke stellen. Der Mesner, meinte der Vater, werde darin hängen wie der Schwengel in der Glocke.

Er kam denn auch zum Samstagabend und schloff in sein Gehäuse, schnaufend schüttelte er sich darin zurecht. Als er aber merkte, daß er alle Gliedmaßen gebrauchen konnte, war er zufrieden und ging davon, eine riesige Schildkröte kroch die Gasse hinunter.

Wegen dieses Meisterstückes geriet später unsere ganze Familie in langwierige Händel mit der Sippschaft des Schneiders, der nach dem Urteil meiner streitbaren Mutter überhaupt der widerwärtigste unter ihren vielen Feinden war, seit sie ihn in der Jugend als Brautwerber ausgeschlagen hatte. Gottlob, daß sie diesem Unglück entkam, es hätte ja auch mich gewissermaßen das Leben gekostet.

Aber alle Feindschaft und Tücke konnten den Ruhm der Mutter nicht mehr schmälern, die Leute liefen ihr schon von weit her zu. Es half dem Schneider gar nichts mehr, daß er die Mutter und den Mesner zuletzt auch noch vor das Gericht schleppte. Der Richter war ein verständiger Mann, er meinte, es seien beide Teile genug gestraft, die Mutter, weil sie den Rock nähen und der Mesner, weil er ihn tragen mußte. Ich aber nahm furchtbare Rache an dem Unhold, ich zog mit meiner Schleuder aus und schoß ihm ein Dutzend Kampferkugeln in seine Bienenstöcke.

Damals trug das Bauernvolk noch gern die alte Tracht, ein anderes Festgewand kannte man gar nicht. Heute ist es auch in den entlegensten Tälern nicht mehr so. Ich denke oft darüber

nach, was die Leute wohl bewog, ein Besitztum preiszugeben, das so viele Geschlechter vorher einander treu überliefert hatten. Sie sind doch auch sonst nicht anders geworden, nicht beweglicher und aufgeschlossener dem Neuen gegenüber. Ein Vorteil beim Düngen, ein besseres Gerät, auch jetzt noch braucht es viele Jahre, bis endlich einer von den harten Köpfen den Argwohn überwindet, daß das Bessere gar nicht immer auch ein Vorteil sein müsse.

Und es ist gut so, denn wäre es anders, so gäbe es wahrscheinlich längst keine Bauern mehr, wenigstens keine Bergbauern. Der Bauer hierzulande kann nicht heute so und morgen anders denken oder arbeiten oder wirtschaften. Sein Tagwerk erhält den Antrieb gleichsam aus derselben Kraftquelle, die das Ganze der Natur bewegt. Darum läuft es auch im gleichen Zeitmaß ab, mit der gleichen unveränderlichen Stetigkeit.

Der Bauer sät sein Korn in den Acker, aber dann ist es seiner Pfiffigkeit entzogen, er kann es nicht wachsen lassen, wie er will. Sonne und Regen wirken darauf ein und auch sonst alle geheimen Mächte, die das Lebendige beherrschen, Schicksal. Es kann im Juli schon schwer vom Halm hängen, der Hagel kann es in die Erde schlagen, da helfen keine Kniffe.

Vielleicht habe ich unrecht mit meinen rückständigen Ansichten. Aber wenn ich einen Bauern plötzlich mit einer neuartigen Maschine fuhrwerken sehe, dann muß ich manchmal an die Gebetsmühlen denken, die ein schlauer Mönch in Tibet erfunden hat. Es ist dem Bauern gewiß zu gönnen, daß die Maschine für ihn pflügt, wie den Mönchen, daß sie nicht mehr selber beten müssen. Aber wie, wenn es insgeheim gerade darauf ankäme?

Zäune flicken ist zum Beispiel nicht angenehmer als Heuwenden, warum, zum Teufel, gibt es keine Zaunflickmaschinen? Am Ende trachtet der Bauer gar nicht mehr dem Segen der Arbeit nach, wie er ihn verdiene, sondern der Arbeit selber, wie er sie loswürde.

Ich meine ja nicht, daß der Bauer die ganze Last seines Tagwerks unbedingt auf dem eigenen Buckel tragen müsse. Es ist schon recht, wenn sich die gescheiten Leute in der Stadt auch für ihn die Köpfe zerbrechen. Aber die fremde Hilfe wird ihm zum

Verderben, sobald sie die natürliche und notwendige Ordnung seines Lebens zerstört. Es kann doch auch nicht irgendwer gelaufen kommen und auf einem Bauernhof zu leben anfangen. Der Hof in der Einöde hat sich in langer Zeit selber die Menschen geformt, die er braucht.

Arbeit tut ja nicht weh, so ist es doch nicht, daß jemals ein gesunder Mensch an seiner redlichen Arbeit zugrunde ginge. Aber Hunger tut weh, an der Unzufriedenheit geht er zugrunde. Wenn man den Bauern in seinem Wesen verändert, wenn man ihm einredet, daß nur ein bequemes Leben schön und lebenswert sei, dann darf sich niemand wundern, daß er die Schinderei satt bekommt und davonläuft.

Warum räumt der Bauer seinen guten Hausrat auf den Dachboden und stellt sich dafür den lackierten Schund aus den Fabriken in die Stube? Warum trägt er die alte Tracht nicht mehr und kauft sein Gewand im Laden von der Stange?

Nun, was den Hausrat betrifft, so will ich einmal übertreiben und sagen, daß es das, was wir Bauernkunst nennen, für den Bauern selber gar nicht gibt. Wenn er früher eine Truhe brauchte oder eine Brotschüssel, dann ging er zum Handwerker ins Dorf, und der machte ihm das Ding nach seinem Verstand. Der Tischler war auch ein rechter Kerl, darum geriet ihm die Truhe ohne viel Rechnerei nach Maß und Form, er bemalte sie, wie es herkömmlich war, und das alles spricht uns an, weil es so unverkennbar echt ist, so einfältig und ursprünglich. Aber der Bauer selber machte sich keine solchen Gedanken. Ihm war die Truhe recht, bis ihm beigebracht wurde, daß er etwas Ähnliches weitaus billiger haben konnte. Empfindsamkeit, Schwärmerei stünden dem Bauern schlecht an, er ist hart und nüchtern, er hat für jedes Ding nur einen Maßstab: wieviel Nutzen es ihm bringt oder wieviel Arbeit es ihn kostet. Eine neuartige Sense zu kaufen, das würde er sich überlegen, die müßte er zuerst beim Nachbarn gesehen haben. Aber das Glasbild an der Stubenwand, das heilige Herz Jesu läßt er sich willig gegen einen Öldruck abtauschen. Daran liegt ihm nichts, ein papierenes Herz Jesu ist so gut wie ein gläsernes, besser sogar, weil auch die Heilige Familie kostenlos mit darauf gedruckt ist.

Ich habe oft versucht, mich in einen solchen Handel zu mischen. Es half nichts, wir redeten aneinander vorbei. Lauter Geschwätz. Erkläre einer mit dürren und genauen Worten, was das ist: Schund, Kitsch. Ich weiß es nicht. Ich spüre nur, daß mir davor zum Speien übel wird. Aber wahrscheinlich kann ich eben deshalb auch kein Bergbauer sein.

Und das alles wäre auch gar nicht wichtig, wenn es nicht doch, mit vielem anderen zusammen, in den Wesenskern des bäurischen Menschen träfe. In einem Städter kann sich das Weltbild, das Lebensgefühl wandeln, das schadet nicht, die Welt, in der er lebt, ist selber unstet und veränderlich. Aber Gesetz und Form des bäurischen Daseins sind unlösbar verknüpft mit dem ewigen Gleichmaß der Natur.

Ich verstand in der Kinderzeit gar nicht, warum sich die Mutter so erzürnte, als die Bäuerinnen allmählich anfingen, städtische Jacken zur Seidenschürze und zum Trachtenhut zu tragen. Es dauerte lange, bis sie sich endlich des Verdienstes wegen damit abfand, den Leuten ihren Willen zu tun. Und später, als es längst keinen Miederrock mehr zu nähen gab, übte sie ihre Kunst noch für sich allein und kleidete Puppen an, richtig mit dem steifen Unterzeug und dem Fransentuch und bis ins kleinste getreu.

Mir freilich lag nichts an diesem Puppenkram. Die Mutter beklagte es oft, daß ich ihr gewissermaßen von Anfang an mißraten war, weil sie seinerzeit eigentlich vorhatte, ein Mädchen zur Welt zu bringen, etwas Sanfteres, das nicht so schnell in seine wilde Zeit hineinwüchse. Aber ich geriet leider in jeder Hinsicht dem Vater nach, und, was am ärgerlichsten war, er half mir auch noch heimlich bei meinen Streichen. Kaum drehte die Mutter einmal den Rücken, gleich saß ich an der Nähmaschine und quälte das klapprige Wesen mit meinen waghalsigen Einfällen. Sie mußte eine Seilbahn antreiben, einen Aufzug, mit dem man nützliche Dinge, Kieselsteine und Fichtenzapfen vom Anger herauf bis in unsere Dachstube befördern konnte. Und wer hatte die Schnur dazu gestiftet, das Gestell gebaut, die Rollen abgedreht? Der Vater nahm es schweigend auf sich, wenn die Mutter klagte, sie wisse wirklich nicht, wofür sie Gott außer mit einem närrischen Mann auch noch mit einem ver-

rückten Kind gestraft habe. Hinterher sagte er uns beiden zum Trost, daß erfinderische Köpfe anfangs immer verkannt würden. Die Maschine nähte allerdings nicht mehr, und wir wurden so lange auf Wasser und Brot gesetzt, bis sie wieder zu brauchen war. Der Vater überließ es mir, Rat zu schaffen, und ich machte mich unverzagt und auf gutes Glück an die Arbeit. Manchmal genügte es, die Maschine bloß ein bißchen zu schütteln, ein anderes Mal mußte man ihr den ganzen Bauch ausräumen, und dann blieb einem gewöhnlich ein Bolzen übrig oder eine Feder, die nirgends mehr hineinpaßte. Aber darauf kam es dem launischen Geschöpf auch gar nicht an. Plötzlich lief es eben doch wieder und kaute willig an seinem Faden.

Zu uns in die Werkstatt kamen zumeist nur die geringeren Leute, die Mägde oder die heimlichen Kunden, ihre Liebhaber. War aber irgendwo bei einem reichen Bauern eine Hochzeit im Gange, so wurde die Mutter auf Stör ins Haus genommen, damit sie die Ausstattung nähte, vor allem die Tracht der Braut. Denn bei dieser Arbeit war viel Geheimnisvolles zu beachten, wenn es der jungen Frau nicht später zum Unheil werden sollte.

Wir blieben zwar nur über Tag auf dem Hof, dennoch nahm die Mutter jeden Morgen umständlich Abschied von ihrem Hauswesen, es lag ja allein bei Gott, ob wir uns abends alle fröhlich wiedersahen. Sie bekreuzte sich und mich und den Vater und alles, was ihr teuer war. Dann wurde die Nähmaschine auf den Schiebkarren geladen, ein Korb mit dem Werkzeug kam dazu und obenauf ein seltsames einbeiniges Wesen, die Kleiderbüste. Die Mutter hatte sie selber genäht und kunstvoll mit Heu ausgestopft. Eine Göttin der fraulichen Fülle, aber doch ein bißchen unheimlich anzuschauen, weil ihr der Vater statt des Kopfes eine gläserne Gartenkugel auf den Hals gekittet hatte. So trug die Hohlköpfige alles in wunderlicher Verzerrung nach außen zur Schau, was man sonst im Innern verbirgt, aber das, meinte der Vater, sei bei vielen Weiberköpfen so.

Die Mutter schob den Karren, und ich mußte nebenher gehen und das Ganze im Gleichgewicht halten. Es war manchmal ein mühseliges Fuhrwerk die steilen Wege hinauf. Für mich freilich gab es nichts Schöneres, besonders zur Sommerzeit, wenn einem die

leidige Schule nicht mehr den Tag verderben konnte. Die Mutter war der Meinung, ich sollte mich mehr an die Buttermilch und an die Krapfen halten und endlich ein wenig Speck ansetzen, statt mich von früh bis spät herumzutreiben. Aber solche Gelegenheiten, in den Bauch zu sparen, habe ich leider zeitlebens versäumt.

Ach, mir wird noch heute warm ums Herz, wenn ich an diese Zeit denke, und es ist doch nur noch ein blasser Widerschein der paradiesischen Glückseligkeit, die ich damals genoß. In den drangvollen Tagen der Heuernte, wenn wir schon beim ersten Licht des Morgens unterwegs waren, standen überall die Mäher breitbeinig in den Wiesen, es roch nach Tau und Gras, und die Vögel waren auch betrunken von der herben Süße dieses Duftes, sie stiegen hoch auf und sangen, Gelernte und Ungelernte durcheinander. Dann und wann hielt einer von den Mähern inne, er betrachtete unser seltsames Gefährt und rief etwas herüber. Aber die Mutter blieb keinem die Antwort schuldig, und was sie sagte, war von einer solchen Art, daß der Lästerer nichts mehr zu erwidern wußte. Er stellte betroffen seine Sense auf, griff an die Hüfte nach dem Kumpf und schärfte das Blatt, und das war wiederum freudig anzuhören, dieser silbern singende Klang über die Felder hin. Dazu der weite Himmel zu Häupten der Berge und unten das Tal noch im Zwielicht, aber weit entfernt. Man mußte die Hände um den Mund legen und einen Ruf hinunterschicken, vielleicht hörte ihn der Vater, wenn er jetzt zu seinem Werkplatz ging.

Später am Tage durfte ich die Jausenmilch auf die Wiese tragen oder kühlen Most im irdenen Krug. Die Hofkinder liefen alle mit, der Hund auch, er mochte nicht länger vor der Tür liegen und sich über die albernen Hühner ärgern.

Köstlich war es, mit den Mannsleuten im Zaunschatten zu ruhen und ihren sparsamen Reden zuzuhören, den kurzen Späßen, wenn nun das Weibsvolk anrückte, um das Heu auszubreiten und zu wenden. Oh, mähen zu können, daß sogar der Großknecht weit zurückbliebe, stark zu sein, braun gebrannt, eine haarige Brust zu haben, das war damals für mich das Äußerste, was ein Mensch im Leben erreichen konnte. Aber leider, nicht alle Knabenwünsche hat mir das Leben erfüllt.

Zum Heuen gehört auch ein tüchtiger Wetterguß, der brachte am schläfrigen Nachmittag wieder Schwung in die Arbeit. Man spürte es schon lange vorher in allen Knochen, unmerklich verglomm die schwelende Hitze über den Feldern. Wolken zogen herauf, federweiße zuerst, dann regenträchtige mit dunklen Bäuchen. Plötzlich war auch der Wind wieder da, den Tag über schlief er pflichtvergessen in den Hecken, aber jetzt sah er die Gelegenheit, der alte Widersacher weiblicher Ehrbarkeit, und die Mägde hatten Not, ihre fliegenden Röcke zu bändigen.
Warme Schatten überflogen uns, irgendwo am nahen Rand des Himmels zuckte es feurig auf, und schon war der Donner zu hören, das dumpfe Räderrollen vom Wagen des wurfgewaltigen Gottes. Keine Zeit mehr zu verlieren, sogar die Mutter in der Nähstube ließ die Nadel stecken und kam mit einem Rechen auf die Wiese gelaufen.
Jetzt fuhr der Jungknecht mit dem Gespann heraus, auch die Gäule waren ungeduldig und stiegen erregt im Geschirr. Sogar ein Knirps wie ich zählte nun für einen vollen Mann. Ich mußte auf den Wagen klettern und das Fuder machen, und davon hing viel ab, das wäre des Teufels, wenn es schlecht geriete und man würfe zuletzt noch um! Nebenher zu beiden Seiten gingen die Knechte und reichten mir ungeheure Ballen Heu auf der Holzgabel zu. Haushoch wuchs das Fuder, und dabei wollte der Heusegen kein Ende nehmen. Lang schon war der letzte Sonnenfleck im Tal erloschen, Regenkühle wehte heran, unmöglich, daß wir auch den letzten Wagen noch trocken unter Dach brachten.
Aber es gelang eben doch. Das hätte sich damals auch der geringste Knecht nicht nachsagen lassen, daß seinetwegen eine Zeile Heu verdorben sei.
Nachher saßen wir alle in der Stube beisammen, die Kinder drückten sich in den Schoß der Frauen, die ganze Welt versank in aschgrauer Düsternis. Schäumendes Wasser schlug gegen die Fenster, furchtbar, wenn das grelle Licht der Blitze in die Stube sprang, und der Donner schlug schmetternd darein, es war ungewiß, ob das Haus nicht längst wie eine Arche auf unendlichen Meeresfluten schwamm.

Aber dann kam der Bauer herein, er streifte das Wasser aus dem schütteren Haar und setzte sich hin und nahm auch eins von den Kindern zwischen die Kniee. Grobes Wetter, sagte er wohl, helf uns Gott. Und mit einem Mal war alles nicht mehr so schlimm. Der Hausvater vermochte zwar auch nicht die Blitze zu bannen oder den Hagel zu beschwören, dennoch, er war wieder unter uns; es geht vorüber, sagte er.

Das ist schon so: nur ein erfülltes Leben gibt dem Menschen wirklich Wert und Festigkeit und Rundung in seinem Wesen, nicht Bildung oder Wissen oder feine Lebensart und was wir sonst noch für wichtig halten. Wie oft saß ich mit Freunden beisammen und stritt die halbe Nacht mit ihnen, wir führten hitzige Reden über Gott und alle Dinge, und am Ende gingen wir unzufrieden und ungetröstet wieder auseinander, wir waren nicht weiser geworden, nicht stärker und nicht besser. Aber ich kann immer einmal abends über die Felder laufen, mit meiner Unruhe im Leibe. Vielleicht ist dann auch der Nachbar noch unterwegs, ich lehne mich eine Weile an seinen Zaun und rede mit ihm. Was er sagt, ist durchaus keine Offenbarung für mich, er hat Sorgen mit dem Korn, eine Kuh wird kalben, darauf läßt sich nichts Geistvolles erwidern. Und doch, es rührt mich an, da redet kein hohler Mund, sondern ein ganzer Mensch aus der Fülle und Breite seiner Welt. Mit einem Mal bin ich nicht mehr so verzagt, ich gehe heim und nehme auch meine Arbeit wieder auf.

Mir wird oft bang, wenn ich zu sehen meine, wie dieser Menschenschlag langsam mürbe wird und abstirbt. Es ist mir dann, als sei mein Volk an seiner Wurzel krank. Und ich laufe umher auf den Höfen und forsche in den Gesichtern, ob sie noch den Bildern gleichen, die ich mir aus der Kinderzeit bewahrt habe.

Ja, damals gab es noch prächtige Leute in den weltfernen Tälern meiner Heimat. Da lebte noch der Vater Röck, so uralt, daß ihm seine eigene Jugend nur vom Hörensagen bekannt war. An drei Frauen erinnerte er sich, jede war einsichtig gewesen und hatte sich zum Sterben gelegt, als ihre Zeit um war, sie löſten sich der Reihe nach gleichsam in lauter Kinder auf. Und darum hieß der alte Röck für jedermann in der ganzen Gegend einfach der Vater.

Zu meiner Zeit freilich war sein hitziges Blut schon lange ausgekühlt. Das Alter hatte die riesige Gestalt zusammengekrümmt, und vollends sein Gesicht war nur noch ein wunderliches Gebilde aus Falten und Furchen und Auswüchsen, da und dort mit weißen Haarbüscheln bestanden, es schien ein reiner Glücksfall zu sein, daß ihm wenigstens Nase und Kinn noch ungefähr auf dem richtigen Fleck saßen.

Nein, der Kopf taugte nicht mehr viel, aber die Beine hielten noch stand. Den ganzen Tag hinkte er auf dem Hof umher und beklopfte alles mit seinem Stock, das Mauerwerk und das schwarze Gebälk. Oft liefen wir Kinder hinter ihm her und fragten ihn aus: was tust du da, Vater, suchst du einen Schatz? Vielleicht auch das. Aber vor allem wollte er sich überzeugen, ob das Ganze noch verläßlich stand. Der Krieg bricht bald wieder aus, sagte er, die Kroaten kommen.

Der Röckhof war ein festes, burgähnliches Gebäude. Im Kellergewölbe gegen das Tal hin lagen noch die alten Kugelbüchsen auf den Schießscharten, und an diesen urzeitlichen Prügeln hatte der Vater Röck seine Freude. Er rieb die Läufe blank und ölte die Schlösser und prüfte den Anschlag, und wo immer in der Gegend eine ahnungslose Kuh auf der Weide stand, er konnte sie jederzeit haarscharf aufs Korn nehmen. Denn der Vater Röck verstand mehr vom Kriegshandwerk als die jungen Dächse, er hatte unterm Kaiser gedient und einen Feldzug mitgemacht.

Das beschrieb er großartig, wie also die Jäger über ein ebenes Feld hin in die große Schlacht rückten, nach der Schnur ausgerichtet und Horn und Trommel dabei, und gegenüber lag der Feind in einem verdammten Gemäuer und schoß heraus wie nach der Scheibe, aber da wich keiner. Wo einer fiel, trat der Hintermann in die Lücke.

Einen Bäckergesellen neben dem Vater, seinen besten Kameraden, den warf es auch um, aber im Todeskrampf rollte er ihm unter die Beine und verbiß sich in seiner Wade. Kein Wunder, daß die Front ein wenig aus der Ordnung kam, als der Tod den Flügelmann am Stiefel festhielt! Was aber tat der Hauptmann? Er sprang zornrot heraus im Pulverrauch und



Georg Kolbe: Große Knieende (Teilansicht

schwang den Säbel, – der linke Flügel, schrie er, der linke Flügel hängt!
Daraufhin tat der Bäckergesell auch gleich seine Schuldigkeit und starb auf dem Fleck.
Manchmal führte uns der Vater Röck diese wunderbare Begebenheit leibhaftig vor. Er ließ die ganze Kinderschar ins Gefecht rücken, und dann sprang er als Hauptmann heraus und beschwor das Verhängnis am Flügel mit seinem Stock. Aber nicht immer glückte es ihm, die Schlacht zu retten. Zuweilen endete alles vorzeitig mit einer Balgerei, wenn mich der Nachbar gar zu arg ins Bein gebissen hatte.
Der Vater Röck trug noch die älteste Tracht, an Werktagen zur wollenen Joppe eine lange Lederhose, die angenähten Stiefelröhren unten offen und die Naht herauf mit einem Silberstreifen verziert, als sei ihm eine Schnecke über den Hintern gekrochen. Feiertags kam noch der grüne, langschößige Haftelrock dazu und beim Kirchgang ein hoher Hut, der früher auch zur Frauentracht gehörte.
Warum nun heutzutage die Weiberhüte nur noch drei Finger hoch sind, das hat einen besonderen Grund.
Man muß wissen, daß es einmal eine Magd im Tale gab, die bildschön und bettelarm war, aber auch überaus stolz, wie denn, wo Schönheit und Armut beisammen wachsen, der Teufel nicht ungern die Hoffart dazusät. Lange stand der Magd kein Freier an, und als sich endlich der rechte fand, half es auch nicht viel, denn er war selber nur ein armer Knecht.
Aber eher wollte sie ihr Seelenheil verlieren, sagte die hochmütige Braut, als in einem schlechten Kittel zur Hochzeit gehen.
Diese frevelhafte Rede kam dem Teufel zu Ohren. Er putzte sich also sauber und besprengte sich mit Rosenwasser, damit er nicht nach Schwefel stänke, und dann machte er Besuch bei der Braut, um ihr einen Handel anzutragen. Er wollte ihr ein Brautgewand zustande bringen, so prächtig, wie noch keine Hochzeiterin eines getragen habe. Alles aus bester Seide, versteht sich, er arbeite sonst nur für die vornehmste Kundschaft. Und das Ganze sollte beinahe gar nichts kosten, nur ein kleines Pfand bäte er sich aus, der Ordnung halber. Ihre Seele müsse

die Magd verpfänden, aber das bedeute auch nicht viel, sie brauche nur darauf zu achten, daß sie unterwegs auf dem Kirchgang nichts verlöre, kein Nägelchen vom Schuh und kein Fädchen vom Kleid, nicht das geringste.

Nun, es gab schon manche ihre Tugend für weniger hin, darum besann sich auch die Magd nicht lang und schlug ein.

Dem Teufel freilich wurde die Arbeit bald sauer. Es saßen ja genug Schneider in der Hölle, aber keine solchen, die eine Brauttracht zu nähen verstanden. Die büßten alle ihre Sünden schon bei Lebzeiten ab. So blieb dem Leibhaftigen nichts übrig, er mußte selber ans Werk gehen. Nächtelang saß er und stach sich die Klauen wund, und doch war dem eitlen Mädchen nichts gut genug, immer noch fehlte ein Säumchen oder eine Krause hier und dort. Und als endlich gar kein Wunsch mehr offen blieb, war ihr doch der Hut zu niedrig, nein, er sollte wenigstens um zwei Zoll höher sein als der höchste Hut im ganzen Tal.

Gut, auch das noch. Nun war alles zur Hochzeit bereit, aber als die Magd den kostbaren Brautschmuck anlegte, überkam sie doch ein Grausen, da verging ihr der Hochmut. War der Weg nicht zu steinig für ihre silberbeschlagenen Schuhe, blies der Wind nicht zu heftig in das Fransentuch? So wunderschön war sie anzuschauen, als sie nun blaß und in sich gekehrt im Brautzug ging, daß es ein jedes Wesen rühren mußte, nur die Weiber ausgenommen, die zischten vor Neid. Aber die Steine legten sich flach in den Weg, damit die Braut kein Nägelchen vom Schuh verlöre, der Wind hielt den Atem an, damit er ihr kein Fädchen vom Halstuch wehte. Und alles wäre gut abgelaufen, hätte sich nicht plötzlich wieder der alte Hochmut im Herzen der armen Magd geregt, als sie die feindseligen Nachbarinnen unterm Kirchentore warten sah. Gleich vergaß sie alle Vorsicht, stolz und hochaufgerichtet wollte sie durch die Gasse der Bosheit gehen. Aber der Hut, versteht ihr, der Hut war um zwei Zoll zu hoch! Er streifte oben an den Türbalken und fiel und war nicht aufzuhalten. Und da half kein Stoßgebet mehr, von der Kirchenschwelle weg holte die Magd der Teufel. Mit einem Mal sah der Bräutigam nichts mehr neben sich als ein gelbes Wölkchen Rauch.

Man sollte meinen, dieses schreckliche Strafgericht hätte allen eitlen Frauenzimmern eine Warnung sein müssen. Aber nein, sie tragen seither nur die Hüte niedriger und binden sie hinten mit breiten Bändern fest, sonst ist alles beim alten geblieben.
Jedenfalls, so wurde mir die Geschichte erzählt. Wenn sie nicht wahr ist, dann bleibt immer noch zu erklären, warum sich hie und da die bäurische Tracht in Einzelheiten plötzlich änderte, obwohl sie doch sonst unbeirrbar einer sehr langsamen Entwicklung folgte.
Erfahrene Leute, die ich deswegen um Rat fragte, gaben sich Mühe, mir das Rätsel zu erklären. Jemand meinte sogar, dieses Phänomen sei vielleicht den Mutationen vergleichbar, sprunghaften Veränderungen, mit deren Hilfe die Natur auch sonst gern die Gelehrten ärgert. Aber mir ist das zu schwierig. Da will ich doch lieber glauben, daß die Sache mit dem Teufel zusammenhängt. Überall, wo Menschen miteinander leben und wo sie in ihrem Schicksal etwas Gemeinsames, Verbindendes fühlen, kann sich auch eine Tracht entwickeln. Denn es liegt wohl das Bedürfnis tief im Wesen des Menschen, sinnfällig auszudrücken, daß er in eine Gemeinschaft gehört. Einmal kam die einigende Kraft etwa aus der Arbeit, und so mochten die Berufstrachten entstanden sein, die Trachten der Zünfte in den Städten oder auch die Uniform einer Dorfmusik, eines Schützenvereines, weil es eben wohltut und einen Menschen ansehnlicher macht, wenn er zeigen kann, daß er Freuden und Sorgen mit Gleichgesinnten teilt. Selbst die Kutten der Mönche und die Hauben der Nonnen sind eigentlich nur Zeichen dafür, daß diese Leute übereingekommen sind, dem lieben Gott auf eine besonders seltsame Weise beschwerlich zu sein.
Und so muß sich wohl auch die eigentliche Tracht, wie das Brauchtum überhaupt, auf etwas zurückführen lassen, was den Menschen eines ganzen Landstriches über alle Unterschiede des Berufes und des Standes hinweg gemeinsam ist. Ich möchte es mit einem ungefähren Wort das Lebensgefühl nennen. Dieses Gefühl wächst aus der natürlichen Ordnung des Geschehens, einer strengen Ordnung, die das Dasein des einzelnen nicht durchaus nach seiner Willkür, sondern nach geheimen Gesetzen ab-

laufen läßt. Geburt und Tod und was den Menschen dazwischen noch ankommt, sein ganzes Schicksal, das alles ist in diese Ordnung eingewoben. Sie erst gibt dem Leben Sinn und Festigkeit.

Ich will nicht etwa sagen, daß der Bauer selber solchen Gedanken nachhängt, er denkt gar nicht so bewußt und überwach, aber in der Art, wie er sich trägt, wie er seine Feste feiert oder seinen Glauben bekennt, drückt sich doch eine Ahnung von diesen Zusammenhängen aus.

Wandelt sich nun das Lebensgefühl des bäurischen Menschen, nimmt seine Lebenshaltung, wie es früher schon zuweilen geschah, durch fremde Einflüsse neue Formen an, dann hat das Brauchtum seinen Sinn verloren, dann trägt er eben auch die alte Tracht nicht mehr.

Das ist zu beklagen, gewiß, wir andern beklagen es, weil wir an diesen schönen und ehrwürdigen Dingen unser Gefallen haben. Aber ob das genug ist? Ob man überhaupt etwas Gewachsenes künstlich am Leben erhalten kann, wenn ihm einmal der nährende Boden entzogen wurde, auf dem es wuchs?

Man hört neuerdings viel von Versuchen, die alte Tracht wieder zu pflegen oder gar zu erneuern. Dawider mag ich nur ungern etwas einwenden, im Gegenteil, ich bemühe mich auf meine Weise ja auch darum. Aber ich muß mir eingestehen, daß ich zuweilen Gründe und Folgen verwechsle. Früher dachte ich etwa, es müsse doch ein Antrieb für die Bäuerinnen sein, sich wieder in der hergebrachten Art zu kleiden, wenn sie sähen, daß auch die Frau des Doktors oder des Lehrers es nicht verschmähte, die gleiche Tracht zu tragen. Aber das war ein Irrtum. Der Landmensch empfindet doch manchmal feiner, als wir es ihm zutrauen. Man sage was immer, die Frau des Doktors hat gar kein inneres Recht, sich wie eine Bäuerin anzuziehen. Noch in meiner Jugend wäre das ganz unschicklich gewesen. Heute freilich macht ihr niemand mehr dieses Vergnügen streitig. Man muß ja auch zugeben, daß die Doktorsfrau im Miederrock weitaus hübscher aussieht als die Bauerndirn, die nun auch etwas Besonderes tun will und ihrerseits nach der Mode geht. Am Ende aber läuft das ganze Weibervolk im Dorf in einer wun-

derlichen Verkleidung herum, man weiß gar nicht mehr immer: muß man einer nun die Hand küssen oder braucht man bloß den Hut zu rücken.
Nein, das konnte der rechte Weg nicht sein. Was tut der Deutsche, überlegte ich mir, wenn er etwas pflegen und hochhalten will? Er gründet einen Verein. Also gründeten auch wir eine Trachtengesellschaft. Anfangs war es uns langweilig, immer bloß schön angetan um einen Tisch zu sitzen, lauter junge fröhliche Leute. Auch die Schützen hocken ja nicht nur wegen ihrer Uniform im Wirtshaus, sondern sie hatten ein Vereinsziel, das ihnen der Obmann jährlich einmal in einer großartigen Rede vor Augen hielt. Also pflegten wir neben der Tracht noch die Geselligkeit, Gesang und Tanz, und das ließ sich schon besser an. Unser Verein hieß ‚Edelweiß', nicht etwa, weil diese kostbare Blume auch Gefahr lief, ihre alte Tracht zu vergessen, sondern weil wir damit ausdrücken wollten, wie hoch unsere Ideale einzuschätzen waren.
Allmählich wuchs unser Ansehen in der Gemeinde, wir galten bei Festen und Umzügen nicht weniger als die Schützen oder die Veteranen. Aber meine Erwartung, es würden allmählich auch andere wieder daran Gefallen finden, selber die Tracht zu tragen, diese heimliche Hoffnung erfüllte sich nicht.
Das sei schon recht, sagten die Leute, und dazu hätte man ja diesen Verein, daß er das Alte in Ehren hielte.
Und nun denke ich von neuem darüber nach, was ich wohl anstellen muß, um dieses störrische Volk doch noch auf meinen Leim zu locken. Ja, wenn ich jemand fände, der so viel Bier und Süßwein bezahlen kann, daß es für ein ganzes Dorf reichte! Vielleicht hätte ich dann bald alle in meinem Verein, und das Übel wäre behoben.
Aber vielleicht brauchte ich gar nicht so ängstlich zu sein, nur ein wenig geduldiger und einsichtiger. Wer weiß, wohin es führte, wenn alles in der Welt nach unserem Verstand abliefe! Wie oft trauern wir etwas Verlorenem nach oder meinen es wiedergewinnen zu müssen und übersehen dabei, wieviel Neues uns indessen zugewachsen ist. Ein wenig gleiche ich mit meinen Bemühungen dem alten Major, der einmal in meiner Nachbar-

schaft wohnte und der, weil sein Apfelbaum im Garten nicht mehr tragen wollte, jeden Herbst ein Schock roter Äpfel an die Zweige knüpfte, aus Zorn oder aus Kummer, ich weiß es nicht. Dem sagte ich auch, er täte besser, den Baum richtig zu pflegen und zu wässern, dann besänne er sich wohl von selber wieder und trüge sich, wie es ihm von Natur aufstand. Aber das half nichts, der Mann war närrisch.

Ich kann nicht beurteilen, wie sich das alles anderswo verhält, aber ich glaube, hierzulande wäre wenig getan, wenn man die Leute wirklich so weit brächte, daß sie die äußeren Formen ihrer Lebensführung bewahrten oder aus der Vergangenheit herübernähmen. In Wahrheit haben sie ganz andere Sorgen. Blüht der Bauernstand aber von neuem auf, gesund und selbstbewußt, dann werden auch seine alten Wesenszeichen wieder sichtbar erscheinen, oder er wird Kraft genug haben, neue zu prägen.

*

Goethe / Iphigenie

Wie man den König an dem Übermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist, so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt.

Bücher aus dem Insel-Verlag

Du hast, o Deutschland, dir den Erdenkreis verbunden,
indem dein kluger Geist die Druckerei erfunden:
Ein Werk, dergleichen nie war bei der alten Welt,
so dem an Nutzbarkeit die Gegenwaage hält.

*

Martin Opitz

Neuerscheinungen 1939

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Ackerknecht, Erwin: Gottfried Keller. Geschichte seines Lebens. Mit 16 Bildtafeln. M 8.50

In einer klaren, rasch fortschreitenden Darstellung zeigt diese Lebensgeschichte den harten Weg eines Mannes, der den Aufgaben seiner Zeit und seines Volkes mit allen Kräften seines redlichen, ehrfurchtsvollen und gütigen Wesens gerecht zu werden suchte und darin vorbildlich erscheint.

Bertram, Ernst: Hrabanus. Aus der Michaelsberger Handschrift. (Sprüche in Prosa.) Gebunden M 3.–

Ein Seitenstück zu den ‚Sprüchen aus dem Buch Arja'. Gedanken in dichterischer Form. Ein Brevier zur Selbstbesinnung.

Brandenburg, Erich: Von Bismarck zum Weltkrieg. M 14.–

Das zuerst im Jahre 1923 erschienene, heute schon klassische Werk schildert in einer jedem Leser verständlichen Sprache die Vorgeschichte des Weltkrieges und damit auch die Voraussetzungen für das heutige Weltgeschehen, zu dem es zahlreiche überraschende Parallelen bietet.

Das Buch deutscher Dichtung. Herausgegeben von Ernst Bertram, August Langen und Friedrich von der Leyen. Sechs Bände. Jeder Band M 7.–

Bisher liegen vor:

Band 1: Das frühe und das hohe Mittelalter
Band 2: Die Zeit der Romantik

Nach jahrelanger sorgsamster Vorbereitung beginnt ein Werk zu erscheinen, das die deutsche Dichtung von den ältesten Denkmälern bis zur jüngsten Jahrhundertwende umfassen wird. Es ist ein Lesebuch, das die schönsten und jeweils bezeichnendsten Stücke aus den Dichtungen darbietet, in den ersten Bänden in Urtext und Übertragung. Mit zwei Bilderbänden und zwei Briefbänden wird sich das Werk zu einer Gesamtschau deutschen Geisteslebens runden.

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Dritte, vermehrte Auflage. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

Die neue Auflage bringt wertvolle Ergänzungen durch Briefe von und an Büchner.

Claes, Ernest: Donkelhof und Wasinghaus. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. M 6.–

Mit der ganzen Fabulierfreude, die wir bei dem flämischen Dichter seit seinem „Flachskopf" kennen und lieben, erzählt er von dem alten Groll, der sich bei den Bauern des Donkelhofs gegen die Herren des Wasinghauses forterbt. Endlich aber löst sich die Spannung durch die Ehe der Kinder. Im Mittelpunkt des schönen Romans steht Hermann Coene, das kleine Maantje, recht ein Geschöpf der großen Liebe des Dichters.

Coster, Charles de: Die Hochzeitsreise. Roman. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Der berühmte Liebesroman des Uilenspiegel-Dichters, der in der geizigen und eifersüchtigen Schwiegermutter Roosje eine seiner allerbesten Gestalten geschaffen hat.

Dacqué, Edgar: Das Bildnis Gottes. M 4.50

Ein Spruchbrevier, für besinnliche Stunden in der Art des ‚Cherubinischen Wandersmanns', eine in ernstem Ringen geschaffene Mystik des Herzens.

Dickens, Charles: David Copperfield. Roman. Vollständige Ausgabe. (1107 Seiten.) Mit 40 Bildern nach Phiz. M 5.–

– *Eine Geschichte aus zwei Städten.* Mit 16 Bildern nach Phiz. M 5.–

– *Die Pickwickier.* Roman. Vollständige Ausgabe. (1010 Seiten.) Mit 43 Bildern nach R. Seymour, Buß und Phiz. M 5.–

Wir erneuern und erweitern unsere Dickens-Ausgabe und bringen neben ‚David Copperfield' und den ‚Pickwickiern' zunächst den Roman, der zur Zeit der Französischen Revolution in Paris und London spielt. Die Bilder, die den besonderen Reiz dieser Ausgabe ausmachen, wurden für alle Bände nach den besten Vorlagen der alten Originalausgaben neu hergestellt.

Droste-Hülshoff, Annette von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Wolfgang Kayser. Auf Dünndruckpapier in einem Band. (990 S.) M 9.–

Immer klarer und höher erhebt sich aus der Fülle der Erscheinungen des 19. Jahrhunderts die Gestalt der Dichterin, deren Werk wir hier in einem Band vereinigen. Unsere Ausgabe bietet über die bisherige kritische Ausgabe hinaus den gültigen Text.

Fontane, Theodor: Der Stechlin. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Fontanes letzter Roman ist seine reifste und reichste Dichtung. Um die prachtvolle Gestalt des alten Herrn von Stechlin steht eine Fülle von Figuren, die mit der ganzen Fontaneschen Porträtkunst, mit all seinem Humor gezeichnet sind.

Meckel, Eberhard: Durch die Jahre. Gedichte. M 3.–

Aus dem Boden seiner alemannischen Heimat hat der Dichter die besten Kräfte für sein Schaffen gewonnen, von dem diese reife Ernte der Gedichte schönstes Zeugnis ablegt.

Mell, Max: Steirischer Lobgesang. M 4.50

Erzählungen von eigenartigen Menschenschicksalen, von Landschaft und Tieren, Bilder aus dem Volksleben, namentlich von den alten köstlichen Volksschauspielen, sind vereinigt zum Lob des steirischen Landes, dem die Liebe des Dichters gehört.

Benno Papentrigk's Schüttelreime. Gebunden M 2.50

Das bisher nur in Privatdrucken für Freunde vorliegende Werk erscheint hier in neuer Gestalt. Der Schüttelreim ist in diesen Dichtungen nicht um seiner selbst willen da, sondern Ausdrucksmittel einer heiter-ernsten Gedankenlyrik.

Rilke, Rainer Maria: Briefe. Band 1: 1892 bis 1904; Band 2: 1904 bis 1907; Band 3: 1907 bis 1914. Je M 7.–; in Halbleder M 9.–

An Stelle der vergriffenen Bände treten diese drei neu bearbeiteten, die auch manchen wertvollen Zuwachs bringen.

– *Gesammelte Briefe in sechs Bänden.* Mit einer Einleitung von Dieter Bassermann. M 40.–; in Halbleder M 50.–

Diese Ausgabe umfaßt die drei eben genannten Bände, dazu die Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921, Briefe aus Muzot und Briefe an seinen Verleger.

Schiller, Friedrich von: Werke in drei Bänden. (Der Volks-Schiller.) Herausgegeben von Reinhard Buchwald. (1400 Seiten.) M 14.–

In drei Bänden – Der junge Schiller / Gedanke und Gedicht / Die klassischen Dramen – bietet die Ausgabe neben allen Hauptwerken eine umfangreiche Auslese aus dem Gedankengut des Philosophen und Geschichtsschreibers Schiller, so daß der Leser hier dem ganzen Schiller begegnet. Die Ausgabe ist ein Seitenstück zu unserem Volks-Goethe.

Schnack, Friedrich: Cornelia und die Heilkräuter. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern. M 6.–

Neben Sibylle, mit der uns Schnack zu den Feldblumen führte,

tritt als ebenso anmutige Begleiterin zu den Heilkräutern Cornelia, die Tochter eines Apothekers in Überlingen. Durch einen kleinen Roman aufs beste unterhalten, erfahren wir, was Wissenschaft und Volkskunde von den Heilkräutern zu sagen haben.

Schneider, Reinhold: Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie. Gebunden M 3.–

Reinhold Schneider leitet zum Verständnis Corneilles, indem er seine Dramen als Geschichtsdokumente betrachtet, als Ausdruck der bestimmten Haltung des Menschen seiner Ära.

– *Sonette.* Gebunden M 3.–

Diese formvollendeten Sonette, erfüllt vom Erleben vieler Jahre, erschließen Wesen und Welt des Menschen Reinhold Schneider.

Sealsfield, Charles (Karl Anton Postl): Das Kajütenbuch. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Der aus Mähren nach Amerika ausgewanderte deutsche Dichter gab in diesem Werk ein Abenteuerbuch, das es an Frische und Spannung mit Cooper aufnehmen kann. Es ist die klassische deutsche Dichtung aus dem Wilden Westen.

Stifter, Adalbert: Werke in sieben Bänden. Mit einer Einleitung von Max Mell und einem Porträt in Lichtdruck nach einem Gemälde von Bartholomäus Szekelyi. Textrevision von Max Stefl. Jeder Band M 6.–

Bisher liegen vor:

Band 1/2: Studien. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden.

Band 4: Der Nachsommer.

Band 6: Kleine Schriften. Mit 9 Bildtafeln in Lichtdruck.

Der sechste Band unserer kritisch durchgesehenen Ausgabe vereinigt mit den Bildern ‚Aus dem alten Wien' alle größeren Aufsätze Stifters, die für die Kenntnis des Menschen, Künstlers und Pädagogen wichtig sind. – Die Bände werden auch einzeln ohne Bandziffer geliefert. Die Einzelausgabe des ersten Bandes enthält nicht die Einleitung von Max Mell und das Porträt.

Weiß, Konrad: Das Sinnreich der Erde. Gedichte. Gebunden M 4.–

Konrad Weiß beschwört in diesen Gedichten Stimmungen und Gesichte und erweist sich wiederum als ein Meister bildhafter Sprache.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennig

Arnim, Achim von: Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. Mit Bildern von Fritz Kredel. (Nr. 541)

Bethge, Hans: Lieder des Hafis. Nachdichtungen. (Nr. 542)

Blunck, Hans Friedrich: Gestühl der Alten. Sagen. (Nr. 538)

Böhme-Brevier. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier (Nr. 551)

Brehm, Alfred: Das deutsche Wild. Mit einem Nachwort von Heinz Graupner. (Nr. 549)

Condivi: Das Leben des Michelangelo Buonarroti. Herausgegeben von Robert Diehl. (Nr. 554)

Die deutschen Lande im Gedicht. (Nr. 553)

Dürer, Albrecht: Aus dem Gebetbuch Kaiser Maximilians. 24 farbige Blätter. Mit einem Geleitwort von Karlheinz Reissinger. (Nr. 550)

Ebner-Eschenbach, Marie von: Aphorismen. (Nr. 543)

Goethe: Handzeichnungen. 24 farbige Blätter. Mit einem Geleitwort von Hans Wahl. Querformat. (Nr. 555)

Goethe, Katharina Elisabeth. Briefe der Frau Rat Goethe. Herausgegeben von Rudolf Bach. (Nr. 544)

Die schönsten Griechenmünzen Siziliens. 48 Bildtafeln. Geleitwort von Max Hirmer. (Nr. 559)

Gunnlaug. Die Saga vom Skalden Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem Alt-Isländischen übertragen von Helmut de Boor. (Nr. 546)

Kolbe, Georg: Bildwerke. 43 Bildtafeln. Herausgegeben von Richard Graul. (Nr. 422)

Mell, Max: Adalbert Stifter. (Nr. 539)

Michelangelo: Sibyllen und Propheten. 24 Bilder nach den Fresken in der Sixtinischen Kapelle. In vielen Farben. Mit einem Geleitwort von Bettina Seipp. (Nr. 165)

Tilman Riemenschneider im Taubertal. 47 Bilder. Mit einem Geleitwort von Kurt Gerstenberg. (Nr. 545)

Runge, Philipp Otto: Briefe. Herausgegeben von Hans Egon Gerlach. (Nr. 556)

Schnack, Friedrich: Das Waldkind. Roman. (Nr. 552)

Schneider, Reinhold: Elisabeth Tarakanow. Erzählung. (Nr. 540)

Schopenhauer, Arthur: Betrachtungen über die menschliche Seele und ihren Ausdruck. (Nr. 558)

Tacitus: Germania. Übertragen und herausgegeben von Johannes Bühler. Mit einer Karte. (Nr. 77)

Timmermans, Felix: Ich sah Cäcilie kommen. Erzählung. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. (Nr. 547)

In neuer Gestalt erschienen folgende Bände:

Hebel, Johann Peter: Alemannische Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Eberhard Meckel. (Nr. 67)

Hippokrates: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Sudhoff. (Nr. 151)

Kalidasa: Sakuntala. Drama. Mit einem Nachwort von Hermann Weller. (Nr. 346)

Machiavelli: Mensch und Staat. Herausgegeben von Matthias Jonasson. (Nr. 240)

Platen, August Graf von: Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bertram. (Nr. 305)

Serbische Volkslieder. (Nr. 197)

Zeitgenössische Dichter

Die mit IB. bezeichneten Werke sind Bände der Insel-Bücherei. Jeder dieser Bände kostet gebunden 80 Pfennig.

Achim von Akerman. 1909 geboren.

Die Stunde vor Tag. Gedichte. M 4.–

Ernst Bertram. 1884 in Elberfeld geboren. Literarhistoriker an der Universität Köln.

Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Straßburg. Ein Gedichtkreis. Gebunden M 4.–

Der Rhein. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Das Nornenbuch. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Wartburg. Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Griecheneiland. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Deutsche Gestalten. Bach / Klopstock / Goethe / Schiller / Norden und deutsche Romantik / Beethoven / Kleist / Stifter / Möglichkeiten deutscher Klassik. M 6.–

Michaelsberg. Prosadichtung. M 4.–

Sprüche aus dem Buch Arja. Gebunden M 2.50

Hrabanus. Aus der Michaelsberger Handschrift. (Sprüche in Prosa.) Gebunden M 3.–

Von deutschem Schicksal. (Gedichte.) (IB. Nr. 430)

Von der Freiheit des Wortes. (IB. Nr. 485)

Bridget Boland. Irische Dichterin. Ihr Erstlingswerk: *Die Wildgänse.* Roman. M 6.–

Hans Carossa. 1878 in Tölz an der Isar geboren, Sohn eines Arztes, wurde auch selbst Arzt wie schon ein Vorfahr zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Der Dichter wohnt bei Passau.

Gesammelte Gedichte. M 4.–

Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. M 5.–

Tagebuch im Kriege. (Rumänisches Tagebuch.) M 3.–

Hans Carossa:

Der Arzt Gion. Eine Erzählung. M 5.–

Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

Geheimnisse des reifen Lebens. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. M 5.50

Wirkungen Goethes in der Gegenwart. Eine Rede. Kartoniert M 1.80

Die Schicksale Doktor Bürgers. Die Flucht. (IB. Nr. 334)

Gedichte. Vom Dichter ausgewählt. (IB. Nr. 500)

Ernest Claes. 1885 in Sichem bei Löwen geboren als Sohn einer alten Brabanter Bauernfamilie. Er kam zunächst als Lehrling in eine Klosterdruckerei, besuchte dann Gymnasium und Universität und lebt jetzt als Beamter bei der belgischen Kammer in Brüssel.

Flachskopf. Die Geschichte einer Jugend. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. M 3.75

Black. Die Geschichte eines Hundes. M 3.80

Bruder Jakobus. Roman. M 5.50

Donkelhof und Wasinghaus. Roman. M 6.–

Hannes Raps. Eine Landstreichergeschichte. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 429)

Die Heiligen von Sichem. Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 483)

Anton Coolen. 1897 in dem Dorf Wylre (in der niederländischen Provinz Limburg) geboren. Er war eine Zeit lang als Journalist tätig, zog sich aber dann in sein geliebtes Nordbrabant zurück, um ganz seiner Dichtung zu leben.

Brabanter Volk. Roman. M 5.–

Das Dorf am Fluß. Roman. M 5.–

Die drei Brüder. Roman. M 5.–

Weihnachten in Brabant. Drei Erzählungen. (IB. Nr. 531)

Robert Faesi. 1883 in Zürich geboren, wo er als Literarhistoriker an der Universität wirkt.

Das Antlitz der Erde. Gedichte. M 4.–

Hugo von Hofmannsthal. Lebte von 1874 bis 1929.

Die Gedichte und kleinen Dramen. M 5.–

Das Salzburger große Welttheater. Gebunden M 2.50

Der Tod des Tizian. Idylle. Zwei Dichtungen. (JB. Nr. 8)

Der Tor und der Tod. Ein dramatisches Gedicht. (JB. Nr. 28)

Das kleine Welttheater oder die Glücklichen. (JB. Nr. 78)

Alkestis. Trauerspiel nach Euripides. (JB. Nr. 134)

Gedichte. (JB. Nr. 461)

Reden und Aufsätze. (JB. Nr. 339)

Ricarda Huch. 1864 in Braunschweig geboren. Sie kam zweiundzwanzigjährig nach Zürich, um Geschichte zu studieren, und begann alsbald mit der Veröffentlichung erzählender und darstellender Werke. Die Dichterin lebt in Jena.

Michael Unger. Roman. M 3.75

Von den Königen und der Krone. Roman. In Halbleinen M 5.25

Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 3.75

Der Kampf um Rom. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 3.75

Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento. M 5.–

Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. M 3.75

Der große Krieg in Deutschland. Gekürzte Ausgabe. M 2.50

Gesammelte Gedichte. M 6.75

Liebesgedichte. (JB. Nr. 22)

Wonnebald Pück. Erzählung. (JB. Nr. 58)

Der letzte Sommer. Erzählung. (JB. Nr. 172)

Das Judengrab. Bimbos Seelenwanderungen. (JB. Nr. 193)

Fra Celeste. Erzählung. (JB. Nr. 405)

Gottfried Keller. (JB. Nr. 113)

Quellen des Lebens. (JB. Nr. 469)

Per Imerslund. 1912 in Oslo geboren, stammt aus einem alten Bauerngeschlecht Hedemarkens. Er verlebte seine Jugend in Deutschland und war von 1927 bis 1931 in Mexiko. Sein Erstlingswerk hat er deutsch geschrieben.

Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50

Gudmundur Kamban. 1888 in Alftanes auf Island geboren. Er studierte in Kopenhagen, lebte dann von 1915 bis 1917 in New York und widmete sich nach seiner Rückkehr der Bühne als Spielleiter. Seit einiger Zeit lebt Kamban in Deutschland.

Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. M 7.50

Der Herrscher auf Skalholt. Roman. M 7.50

Ich seh ein großes schönes Land. Roman. M 6.50

Gertrud von le Fort. 1876 in Minden geboren, lebt in Baierbrunn im Isartal.

Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 5.50

Die Opferflamme. Erzählung. (IB. Nr. 533)

Eberhard Meckel. 1907 in Freiburg im Breisgau geboren, lebt in Schöneiche in der Mark.

Durch die Jahre. Gedichte. M 4.–

Max Mell. 1882 in Marburg an der Drau geboren. Er wuchs in Wien auf, studierte Germanistik, machte den Krieg an der russischen Front mit und lebt seither in Wien und in Pernegg (Steiermark).

Das Donauweibchen. Erzählungen und Märchen. M 5.–

Steirischer Lobgesang. M 4.50

Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Gebunden M 3.50

Das Spiel von den deutschen Ahnen. Gebunden M 3.50

Das Nachfolge Christi-Spiel. Gebunden M 3.50

Das Apostelspiel. (IB. Nr. 167)

Barbara Naderer. Novelle. (IB. Nr. 261)

Ein altes deutsches Weihnachtsspiel. (IB. Nr. 418)

Adalbert Stifter. (IB. Nr. 539)

Christian Morgenstern. Lebte von 1871 bis 1914.

Alle Galgenlieder. (Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel, Gingganz.) M 3.75

Über die Galgenlieder. M 3.–

Melancholie. Gedichte. Gebunden M 2.50

Klein Irmchen. Ein Kinderliederbuch. Mit Zeichnungen von Josua Leander Gampp. Gebunden M 4.–

Otto Nebelthau. 1894 in Bremen geboren. Lebt in München.

Der Ritt nach Canossa. Historischer Roman. M 6.–

Mein Gemüsegarten. (IB. Nr. 456)

Mein Obstgarten. (IB. Nr. 470)

Rainer Maria Rilke. Lebte von 1875 bis 1926.

Ausgewählte Werke in zwei Bänden. M 12.–; in Halbleder M 18.–

Gesammelte Briefe in sechs Bänden. Mit einer Einleitung von Dieter Bassermann. M 40.–; Halbleder M 50.–

Einzelausgaben der Briefbände:

Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904.

Briefe aus den Jahren 1904 bis 1907.

Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.

Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921.

Briefe aus Muzot (1921–1926).

Briefe an seinen Verleger (1906–1926).

Jeder der Briefbände M 7.–; in Halbleder M 9.–

Das Stunden-Buch. In Halbleinen M 3.–

Erste Gedichte. M 5.–

Frühe Gedichte. M 5.–

Neue Gedichte. M 5.–

Das Buch der Bilder. M 5.–

Duineser Elegien. M 3.–

Späte Gedichte. M 5.–

Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit. M 7.–; in Halbleder M 9.–

Geschichten vom lieben Gott. M 4.50

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. M 5.50

Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. (IB. Nr. 1)

Rainer Maria Rilke:

Requiem. (IB. Nr. 30)

Das Marien-Leben. Gedichte. (IB. Nr. 43)

Die Sonette an Orpheus. (IB. Nr. 115)

Ausgewählte Gedichte. (IB. Nr. 400)

Der ausgewählten Gedichte anderer Teil. (IB. Nr. 480)

Vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé. (IB. Nr. 222)

Sonette aus dem Portugiesischen der Elizabeth Barrett-Browning. (IB. Nr. 252)

Michelangelo-Übertragungen. (IB. Nr. 496)

Briefe an einen jungen Dichter. (IB. Nr. 406)

Briefe an eine junge Frau. (IB. Nr. 409)

Portugiesische Briefe (Die Briefe der Marianna Alcoforado). (IB. Nr. 74)

Albrecht Schaeffer. 1885 in Elbing geboren. Er wuchs in Hannover auf und empfing entscheidende Eindrücke von der niedersächsischen Landschaft. Später siedelte er sich in Süddeutschland an; er lebt in Rimsting am Chiemsee. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir:

Josef Montfort. Roman. M 6.50

Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der Norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. M 15.–

Der göttliche Dulder. Dichtung. M 6.25

Parzival. Ein Versroman. M 7.50

Das Prisma. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

Griechische Heldensagen. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. M 10.–

Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930. M 4.–

Die Sage von Odysseus. (IB. Nr. 87)

Nachtschatten. Novellen. (IB. Nr. 179)

Der Reiter mit dem Mandelbaum. Legende. (IB. Nr. 229)

Der Raub der Persefone. (IB. Nr. 311)

Edzard Schaper. 1908 in Ostrowo, Provinz Posen, geboren als Sohn niederdeutscher Eltern (Vater aus Hannover, Mutter aus Ostfriesland). Bewegtes Leben: Musiker, Schauspieler, Gärtner, fährt dann zur See und lebt längere Zeit in Skandinavien, jetzt in Estland.

Das Leben Jesu. M 6.50

Die Arche, die Schiffbruch erlitt. Novelle. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. (JB. Nr. 471)

Das Lied der Väter. Erzählung. (JB. Nr. 514)

Friedrich Schnack. 1888 in Rieneck, Unterfranken, geboren. Er verlebte seine Jugend in Franken, in der Landschaft von Rhön, Spessart, Frankenwald, in den Wein-, Obst- und Korngegenden von Aschaffenburg, Würzburg und Bamberg. Ehe er sich der Dichtung zuwandte, war er zehn Jahre in Handel, Wirtschaft und Industrie tätig. Er lebt in Überlingen am Bodensee.

Gesammelte Gedichte. M 5.–

Das Zauberauto. Liebesroman. M 4.50

Das Leben der Schmetterlinge. Naturdichtung. M 6.–

Goldgräber in Franken. Abenteuerroman. M 4.50

Der Lichtbogen. Falterlegenden. M 4.50

Klick aus dem Spielzeugladen. Roman für das große und kleine Volk. M 4.–

Klick und der Goldschatz. Heiterer Roman. M 5.–

Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–

Die brennende Liebe. Roman der drei Lebensalter. Beatus und Sabine / Sebastian im Wald / Die Orgel des Himmels. M 6.–

Sibylle und die Feldblumen. Mit 8 handkolorierten Blumenbildern. M 6.–

Cornelia und die Heilkräuter. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern. M 6.–

Land ohne Tränen. (JB. Nr. 459)

Geschichten aus Heimat und Welt. (JB. Nr. 498)

Das Waldkind. Roman. (JB. Nr. 552)

Reinhold Schneider. 1903 in Baden-Baden als Sohn einer alten Badener Familie geboren, empfing starke und entscheidende Eindrücke von Reisen im Süden, besonders in Portugal und Spanien. Lebt in Freiburg i. Br. Von seinen Werken erschienen im Insel-Verlag:

Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland. M 3.80

Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. M 5.–

Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie. Gebunden M 3.–

Sonette. Gebunden M 3.–

Elisabeth Tarakanow. Erzählung. (IB. Nr. 540)

Gabriel Scott. 1874 in Leith (Schottland) als Norweger geboren. Er lebt in Tromöen bei Arendal.

Fant. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. M. 5.50

Otto Freiherr von Taube. 1879 in Reval geboren, stammt aus einem ‚heermeisterlichen' Geschlecht der estländischen Ritterschaft. Er empfing seine Bildung in Kassel und Weimar und an deutschen Universitäten. Seit 1910 als freier Schriftsteller tätig, schuf er neben eigenen Werken zahlreiche Übersetzungen. Er lebt in Gauting (Oberbayern).

Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75

Die Löwenprankes. Roman. In Halbleinen M 4.50

Das Opferfest. Roman. M 6.–

Felix Timmermans. 1886 in Lier bei Antwerpen geboren als Sohn eines Spitzenhändlers. Er erhielt einfache Schulbildung, fühlte sich aber frühzeitig zur Kunst hingezogen, wollte Maler werden und besuchte die Kunstakademie. Aber ungewollt wurde er ein Maler des Wortes: Wie sein großer Landsmann Pieter Bruegel schildert er das flämische Volk in seiner ganzen überschäumenden Lebensfülle. Er lebt in seiner kleinen Vaterstadt Lier.

Felix Timmermans:

Das Jesuskind in Flandern. M 3.75

Pallieter. Roman. M 3.75

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. M 5.–

Pieter Bruegel. Roman. M 3.75

Die Delphine. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. M 5.–

Franziskus. M 5.–

Bauernpsalm. Roman. M 5.–

Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten. M 3.75

Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen. Erzählung. (IB. Nr. 308)

Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen. (IB. Nr. 362)

Aus dem schönen Lier. (IB. Nr. 401)

Sankt Nikolaus in Not und andere Erzählungen. (IB. Nr. 420)

Beim Krabbenkocher. Erzählung. (IB. Nr. 508)

Ich sah Cäcilie kommen. Erzählung. (IB. Nr. 547)

Karl Heinrich Waggerl. 1897 in Bad Gastein geboren als Sohn eines Zimmermanns, der aus einem alten Bauerngeschlecht stammte. Er besuchte die Stadtschule und das Lehrerseminar, wurde im Krieg an der italienischen Front Offizier, geriet in Gefangenschaft und erkrankte schwer, so daß er den Lehrerberuf aufgeben mußte. Er lebt in Wagrain im Salzkammergut.

Brot. Roman. M 3.75

Schweres Blut. Roman. M 5.–

Das Jahr des Herrn. Roman. M 3.75

Mütter. Roman. M 5.–

Wagrainer Tagebuch. M 3.–

Du und Angela. Erzählungen. (IB. Nr. 204)

Das Wiesenbuch. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (IB. Nr. 426)

Kalendergeschichten. (IB. Nr. 522)

Gerard Walschap. 1898 in Londerzeel bei Brüssel geboren als Sohn eines Bauern. Er lebt in Antwerpen.

Heirat. Roman. M 4.50

Der Mann, der das Gute wollte. Roman. M 5.50

Konrad Weiß. 1880 in Rauenbretzingen (Württemberg) geboren, war lange Zeit an der Zeitschrift ‚Hochland' tätig und lebt als Kunstschriftleiter in München.

Konradin von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel. M 4.–

Das Sinnreich der Erde. Gedichte. Gebunden M 4.–

Die kleine Schöpfung. (Versdichtung.) Mit Zeichnungen von Karl Caspar. (IB. Nr. 521)

Andreas Zeitler. 1906 in Leipzig geboren, von seinen Vorfahren her der fränkischen Landschaft verbunden, in der sein erstes Buch spielt. Er lebt in Leipzig.

Fränkischer Sommer. Erzählung. M 4.–

Goethe

Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Auf Dünndruckpapier M 135.– Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.
Die Bände dieser Ausgabe werden auch einzeln in dunkelblauem Leinen mit aufgedruckten Untertiteln geliefert.
Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) M 18.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) M 7.50

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) M 9.50

Sämtliche Werke. Welt-Goethe-Ausgabe der Gutenbergstadt Mainz und des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar. Herausgegeben von Anton Kippenberg, Julius Petersen und Hans Wahl. Gedruckt auf der Mainzer Presse. 50 Bände mit Registerbänden. Jeder Band M 10.–; in Halbleder M 14.–
Bisher erschienen: Band 5. Der West-östliche Divan. Mit den Noten und Abhandlungen. Herausgegeben von Konrad Burdach. Band 6. Epen und Kantaten. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Band 7. Götz von Berlichingen. Herausgegeben von Hans Wahl.

Goethe:

Band 12 und 13. Urfaust; Faust, ein Fragment; Faust I und Faust II. Herausgegeben von Max Hecker. Band 16. Die Leiden des jungen Werthers. 1774. Die Leiden des jungen Werther. 1787. Briefe aus der Schweiz. Herausgegeben von Fritz Adolf Hünich.

Goethes Werke in sechs Bänden. (Der Volks-Goethe.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. (3900 Seiten.) M 18.–; in Halbleder M 28.–

Dichtung und Wahrheit. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (831 Seiten.) M 8.–

West-östlicher Divan. Vollständige Ausgabe (mit den Noten und Abhandlungen). M 3.50

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) M 3.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Max Hecker. M 3.75

Italienische Reise. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (590 Seiten.) M 6.–

Wilhelm Meister. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1020 Seiten.) M 9.50

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

Die Wahlverwandtschaften. Roman. M 3.50

Dreißig Handzeichnungen Goethes. Faksimile-Ausgabe in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von Hans Wahl. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.–

Iphigenie. Erstmalige Faksimile-Wiedergabe der Handschrift Goethes. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. Gebunden, in Schuber M 18.–

Goethe:

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.–

Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein. 36 zum großen Teil farbige Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Wahl. Stammbuch-Querformat in Schuber M 4.50

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Neue, vollständige Ausgabe, auf Grund der Handschriften herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. M 12.–

Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen. M 7.50

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. M 18.–

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. M 9.–

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. M 4.50

Deutsche Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Dritte, vermehrte Auflage. M 6.50

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) M 6.–

Droste-Hülshoff, Annette von: Sämtliche Werke. Siehe Seite 169.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. In Halbpergament mit Schuber. M 8.50

Brüder Grimm: Märchen. Auswahl in einem Bande. Mit 8 handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel. M 4.50

– *Märchen.* Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. M 9.–

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe in einem Band. M 4.50

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.50

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–

– *Gesammelte Briefe.* Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–

Kant: Sämtliche Werke. Sechs Bände auf Dünndruckpapier. M 45.–

– *Kritik der reinen Vernunft.* Ausgabe auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

Keller, Gottfried: Gesammelte Werke. Vier Bände. M 20.–; in Halbleder M 28.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke: Auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) M 9.–

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. M 40.–

Mörike, Eduard: Werke. Mit einem Geleitwort von Friedrich Ludwig Barthel. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. (1340 Seiten.) M 12.–

Der Nibelunge Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

Novalis: Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Schultz. M 4.50

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10–. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Auf Dünndruckpapier (4900 Seiten) M 45.–; in Leder M 80.–

– *Werke in drei Bänden.* Siehe Seite 170.

Stifter, Adalbert: Werke in sieben Bänden. Siehe Seite 171.

– *Werke in drei Bänden* (Der Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in drei Bänden. M 18.–

Deutsche Weihnachtslieder. Bearbeitet von Helmut Walcha. Mit Vignetten von Willi Harwerth. Mehrfarbiger Druck. Geb. M 1.80.

Weltliteratur

Boccaccio, Giovanni: Das Dekameron. Übertragen von Albert Wesselski. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier. M 7.50

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjew und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) M 12.–

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Can oniere. Vita Nuova. Il Convivio sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten.) M 10.–

Dantes Göttliche Komödie. Deutsch von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. (733 Seiten.) M 7.50

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. M 4.50

Ομηρου επη (Ιλιας, Οδυσσεια). *Homers Werke* (Ilias und Odyssee). Im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Auf Dünndruckpapier. M 6.–

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) M 8.50

Sophokles: Tragödien. Übertragen von Roman Woerner. M 6.–

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) M 55.–

Orient und Ferner Osten

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–
Die Bände sind auch einzeln, je M 9.–, erhältlich.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. In einem Bande M 4.50

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. M 7.–

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. M 3.75

Kin Ping Meh oder Die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (920 Seiten.) M 14.–

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. (840 Seiten.) M 12.–

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Die Geschichte vom Prinzen Genji, wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Zwei Bände. (1200 Seiten.) M 16.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–

– *Die Kunst Japans.* Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Briefe, Erinnerungen, Lebensgeschichte

Arnim, Bettina von: Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. M 5.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. M 6.–

Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

Buchwald, Reinhard: Schiller. Zwei Bände. I. Der junge Schiller. II. Wander- und Meisterjahre. Mit 14 Bildtafeln. M 15.–

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen in Lichtdruck und 8 Karten. M 10.–

Elisabeth Charlotte (Liselotte von der Pfalz): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Haupt, Georg: Rudolf Koch der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. M 8.50

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. M 6.50

– *Briefe an eine Freundin.* (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. M 3.50

Kassner, Rudolf: Buch der Erinnerung. M 7.–

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Kerner. – Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis. Eine Sammlung von Briefen. Herausgegeben von Franz Pocci. Mit 8 Bildtafeln. M 8.–

Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Neue, erweiterte Ausgabe. Mit 12 Bildtafeln. M 7.50

Koch, Rudolf: Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

Kühnemann, Eugen: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.50

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. M 4.50

– *Briefe an Peter Gast.* Herausgegeben von Peter Gast. M 6.–

– *Briefe an Mutter und Schwester.* Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. M 7.–

– *Briefwechsel mit Erwin Rohde.* Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 6.–

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schneider, Eduard: Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. M 6.–

Schurig, Arthur: Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. M 14.–

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Neue Ausgabe. Mit 24 Bildtafeln. M 8.50

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Karl Straube, Kantor zu Sankt Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. M 6.50

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Geschichte und Kulturgeschichte

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. M 5.–

Brandenburg, Erich: Von Bismarck zum Weltkrieg. Siehe Seite 168.

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. M 6.50

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit 2 Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

– *Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.* (Geschichte der Spielbanken.) Mit 16 Bildtafeln. M 8.–

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt neun Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–, der einzelnen Bände M 7.50

Die politische Reihe

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Das alte Hamburg. Mit 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und einer Karte. In Halbleinen M 10.–

Schneider, Reinhold: Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

– *Auf Wegen deutscher Geschichte.* Eine Fahrt ins Reich. M 3.80 Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Reisen und Abenteuer

Chodowiecki, Daniel: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 100 Bilder nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin mit erläuterndem Text und einer Einführung von Wolfgang von Oettingen. Stammbuch-Querformat, in Schuber M 4.50

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Mit einem für die deutsche Ausgabe geschriebenen Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 77 Abbildungen und 2 Karten. M 6.50

Reisinger, Ernst: Griechenland. Schilderung deutscher Reisender. Mit 90 Bildtafeln. In Halbleinen M 7.–

Scheffler, Karl: Holland. Mit 100 Bildtafeln. M 9.–

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–

Seipp, Bettina: Neapel und Sizilien – als Land der Griechen erlebt. Mit 46 Bildtafeln. M 6.50

Spunda, Franz: Der heilige Berg Athos. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. M 8.–

– *Griechenland.* Fahrten zu den alten Göttern. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

Philosophie

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

– *Kant-Aussprüche.* Herausgegeben von Raoul Richter. M 3.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. M 4.50

– *Die Chimäre. Der Aussätzige.* Gebunden M 3.–

– *Von der Einbildungskraft.* M 4.50

– *Der indische Gedanke. Von den Elementen der menschlichen Größe.* Gebunden M 3.–

– *Englische Dichter.* Gebunden M 4.50

– *Essays.* Gebunden M 4.50

– *Der Gottmensch.* Essays. M 4.50

– *Die Grundlagen der Physiognomik.* M 4.–

– *Die Moral der Musik.* Aus den Briefen an einen Musiker. Gebunden M 4.–

– *Die Mythen der Seele.* M 4.–

– *Das physiognomische Weltbild.* M 7.50

– *Der Tod und die Maske.* Gebunden M 3.–

– *Die Verwandlung.* Physiognomische Studien. M 4.50

– *Zahl und Gesicht.* Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik. M 5.50

Meiner, Annemarie: Lob des Alters. Sprüche der Weisheit. Gebunden M 2.50

Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit. Mit Erläuterungen und einem Nachwort. M 3.–

Kunst

Allesch, Johannes von: Michael Pacher. Mit 113 Abbildungen. M 10.–

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. M 10.–

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Gerstenberg, Kurt: Hans Multscher. Mit 175 Abbildungen. M 10.–

Grisebach, August: Karl Friedrich Schinkel. Mit 110 Abbildungen. M 10.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. Gebunden M 2.80
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–

– *Das Blumenbuch.* Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geschnitten von Fritz Kredel. 250 Holzschnitte im Format 23½×31½ cm. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Die Handkolorierung besorgte Emil Wöllner. Drei Teile. In Pappbänden M 80.–

– *Karte von Deutschland und angrenzenden Gebieten.* Vielfarbige Wiedergabe im Format 120×163 cm. Unaufgezogen M 18.–; auf Leinwand mit zwei Rundstäben M 30.–

– *Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch.* Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

– *Das Münster zu Straßburg.* In Holz geschnitten von Fritz Kredel und Lisa Hampe. 80×135 cm. Gedruckt durch die Drugulin-Presse zu Leipzig. In Pappschatulle M 12.–

– *Die Weihnachtsgeschichte.* Ein Blockbuch in 10 Holzschnitten. Gebunden M 1.80

– *Das Zeichenbuch.* M 5.–

– *Das kleine Blumenbuch* (IB. Nr. 281), *Ein Deutscher* (IB. Nr. 504) und *Häusliches Leben* (IB. Nr. 124)

König, Leo von: Gestalt und Seele. Das Werk des Malers. Mit 64 Bildtafeln und einer Einleitung von Reinhold Schneider. M 8.–

Lanckorońska, M., und Richard Oehler: Die Buchillustration des 18. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Drei Bände mit 212 Lichtdrucktafeln. Gebunden M 75.–; in Halbleder M 90.–

Zwölf Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe in vielfarbigem Lichtdruck in der Originalgröße (35 ½×25 cm). In Leinenmappe M 60.–

Inhalt: 1. Kaiser Heinrich – 2. König Konrad der Junge – 3. Walther von der Vogelweide – 4. Graf Kraft von Toggenburg – 5. Wolfram von Eschenbach – 6. Meister Johannes Hadloub – 7. Der Tannhäuser – 8. Klingsor von Ungarland – 9. Hartmann von Aue – 10. Werner von Teufen – 11. Kristan von Hameln – 12. von Sunegge. Jedes Blatt auch einzeln in Umschlag M 6.–

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–

– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert*. Mit 77 Bildtafeln. M 9.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. M 4.50

Weinberger, Martin: Wolfgang Huber. Mit 135 Abbildungen. M 10.–

Die Drucke der Drugulin-Presse

Platons Phaidros. Übertragen von Rudolf Kassner. Erster Handpressendruck der Drugulin-Presse zu Leipzig. 300 Stücke auf handgeschöpftem Büttenpapier. In Interimsband M 50.–

Mit diesem kostbaren Band hat die neu begründete Drugulin-Presse ihre Arbeit begonnen. Der Handpressendruck war in Deutschland in der letzten Zeit fast ganz ausgestorben. So wird das Erscheinen dieses langsam gereiften Druckes den Bücherfreunden ein freudiges Ereignis sein. Zum ersten Male wurde dafür verwandt der Mittelgrad der Marathon-Antiqua, den Rudolf Koch noch selbst geschnitten hat. Initial- und Titelschrift sind von E. R. Weiß.

Zwei kleine Drucke der Drugulin-Presse:

Karl Heinrich Waggerl: Freundschaft mit Büchern. 300 Stücke. M 2.–

Dita Waggerl: Gedichte. 300 Stücke. M 3.–

Verzeichnisse der bisher vorliegenden Einblattdrucke der Drugulin-Presse stehen zur Verfügung.

Dichter unserer Zeit

Jeder Band in Leinen M 3.75

Ernest Claes: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens.

Ricarda Huch: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

– *Die Verteidigung Roms.* (Des Garibaldi-Romans erster Teil)

– *Der Kampf um Rom.* (Des Garibaldi-Romans zweiter Teil)

– *Michael Unger.* Roman.

Rudolf Koch: Kriegserlebnisse. Mit einem Selbstbildnis.

Christian Morgenstern: Alle Galgenlieder.

Hubert Mumelter: Oswalt und Sabina. (Zwei ohne Gnade.) Roman.

Stijn Streuvels: Der Flachsacker. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens.

Felix Timmermans: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens.

– *Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anton Kippenberg.

– *Das Licht in der Laterne.* Neue und alte Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Pallieter.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anna Valeton-Hoos.

Karl Heinrich Waggerl: Brot. Roman.

– *Das Jahr des Herrn.* Roman.

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Mit alten chinesischen Holzschnitten.

Die Hausbücher der Insel

Jeder Band in Leinen M 4.50

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Pappband.

Beethoven: Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln.

Jakob Böhme: Ausgewählte Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. Mit einer Bildtafel.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit Holzschnitten von Gustave Doré. Großquart. Pappband.

Wilhelm Busch: Aus alter Zeit. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. (1005 Seiten.)

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.)

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (650 Seiten.)

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Brüder Grimm: Märchen. Auswahl mit 8 handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel.

Wilhelm Hauff: Märchen. Vollständige Ausgabe. Mit Holzschnittinitialen von Fritz Fischer.

Gustav Schwab: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande mit 96 Bildern von John Flaxman. (1020 Seiten.)

Adalbert Stifter: Witiko. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. Ungekürzt. (930 Seiten.)

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.

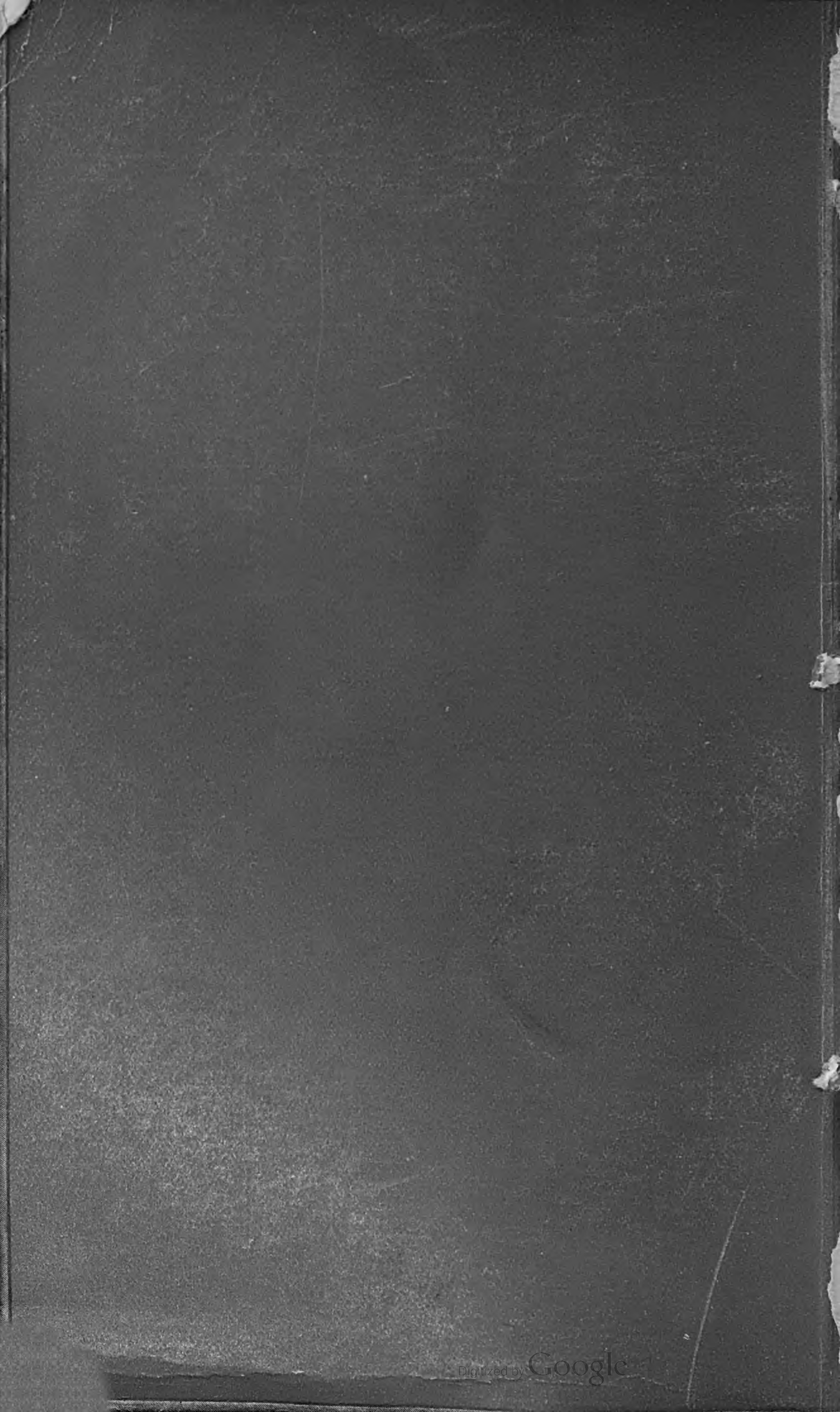
Emil Waldmann: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Inhalt

Die Bilder

Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann

Gedruckt von Poeschel & Trepte in Leipzig




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124407351